Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Graf Adalbert von Baudissin, A. Becker, Ernst Freiherr von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus, (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Keffel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Heribert Rau, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, Hermann Schmid, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Alfred Steffens, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1869. — Vierundzwanzigster Jahrgang. — 1869.

Fünfter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Graf Adalbert von Baudissin, Freiherrn Ernst von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowsky, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, G. Höcker, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Heribert Rau, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, Hermann Schmid, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Alfred Steffens, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. v. Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1869. — Vierundzwanzigster Jahrgang. — 1869.

Fünfter Band.

Mütze und Krone.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1869.

Mütze und Krone.

Roman

von

Herman Schmid.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1869.

Erster Band.

Motto:

Arm in Arm mit Dir,
So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!
Schiller, Don Carlos Act I.

Erstes Kapitel.

Ein stilles Haus.

In ein unscheinbares Gäßchen der Hauptstadt, dessen Häuser mit der Rückseite sich an die alte Stadtmauer und den frühern Wallgraben anlehnten, rollte an einem heitern Sommervormittage langsam ein einfacher, wohlbepackter Reisewagen.

Eine solche Erscheinung gehörte in dem abgelegenen Stadttheile zu den Seltenheiten und machte deshalb die Neugierde der gesammten Einwohnerschaft rege, die meist aus armen Handwerkern und Tagelöhnern bestand. Manch halb erblindetes, halb verklebtes Fensterchen der dumpfen, niedrigen Erdgeschosse öffnete sich und ließ verschiedene Köpfe sichtbar werden, die dem Fuhrwerk nachblickten und sich ihre Bemerkungen über dasselbe

und über dessen Ziel ziemlich laut und rückhaltlos zuriefen.

In der Mitte des Gäßchens hielt der Kutscher an. Während er einen hagern, blassen Mann mit schlicht herabhängendem, fahlblondem Haar, der in einer Thür stand, nach dem Hause der Frau Räthin Führer befragte, ward am Kutschenschlage ein Mädchengesicht von überraschender Schönheit sichtbar. Eine Alte, die nebenan zum Fenster heraussah und schon den Mund aufgemacht hatte, um dienstfertig die nicht an sie gerichtete Frage zu beantworten, verstummte bei dem Anblick, und eine andere Frauengestalt, die hinter ihr im halbdunklen Zimmer sichtbar geworden war, trat unter die Hausthüre neben den Gefragten, um die Dame im Wagen besser betrachten zu können.

„Die Frau Räthin", sagte der Blasse in der Weberschürze, „wohnt da vorne am andern Eingang des Gäßchens. Sie werden aber das Haus nicht leicht finden. Du könntest wohl mitgehen, Cilli, und es zeigen."

Die Angeredete, in ein schlichtes, aber sorgfältig rein gehaltenes Röckchen von ausgewaschenem Kattun gekleidet, hatte ihr bleiches Gesicht, das die unverkennbaren Spuren ehemaliger hoher Schönheit trug, bis zu diesem Augenblick unverwandt auf das im Wagen

sitzende Mädchen gerichtet. Dabei hatten ihre Züge immer mehr den Ausdruck eines tiefen, neidisch grollenden Hasses angenommen, sodaß sich das Mädchen, unangenehm davon berührt, in den Wagen zurücklehnte.

Ohne ihre Stellung zu ändern, murrte sie halblaut vor sich hin: „Ich hab' keine Zeit und mach' auch Niemand den Bedienten."

„So soll der Richard mitgehen", rief der Mann etwas rasch und mit einer leichten Röthe auf dem blassen Gesichte. Er pfiff auf den Fingern, aber erst auf den zweiten Ruf kam ein etwa sechsjähriger Knabe aus der Ecke, wo er im Schmuz gespielt hatte, verdrossen herbei und ging schläfrig dem Wagen voran. Dieser polterte ihm über das schadhafte Straßenpflaster langsam nach und hielt endlich auf seinen Wink vor einem großen verschlossenen Hofthore still. Der Junge zog die Klingel, die einen hallenden Ton von sich gab, und trat dann an den Kutschenschlag, um die blanke Silbermünze in Empfang zu nehmen, welche ihm das Mädchen zur Belohnung seiner Mühe bot. Die Frage nach seinem Namen hörte oder beachtete er nicht; hastig ergriff er das Geldstück und war mit einem scheuen, listigen Blick auf die Fragende mit einem Satze entsprungen.

Ein alter Mann mit weißem, halb kahlem Kopfe

und einer grünen Gartenschürze hatte inzwischen das Thor geöffnet und der Wagen verschwand bald in dem geräumigen, mit Bäumen besetzten Hofraum.

Die Leute im Gäßchen hatten indessen über den Wagen und das Frauenzimmer darin fortgeplaudert. „Wird wohl eine Verwandte der Räthin oder gar die Braut ihres Sohnes, des Professors, sein“, sagte der Weber.

„Wohl möglich“, erwiderte aus dem Fenster die Alte, „es heißt ja immer, daß er bald Hochzeit macht.“

„Na, ich will ihm alles Gute gönnen“, erwiderte jener, „er ist ein Ehrenmann. Hättest auch nicht Noth gehabt, so grob zu sein mit dem Frauenzimmer“, fuhr er dann, zu dem neben ihm stehenden Mädchen gewendet, fort.

„Geht's Dich was an, Friedel?“ entgegnete diese roh und trat ins Haus, die Thür hinter sich zuschmetternd.

„Eure Schwester“, meinte ein großes, stämmiges Weib, das, einen Säugling auf dem Arme, sich zu der Gruppe gesellt hatte, „die Cilli, wird doch jeden Tag unfreundlicher und wilder. Ihr solltet's nicht leiden, Nachbar Will! Ihr seid doch der Bruder.“

„Ich hab' keine Macht über sie“, antwortete der Mann, „ich muß sie leider gehen lassen.“

„Na, meinetwegen", fügte die erstere hinzu, „mir kann's recht sein. Aber habt Ihr's schon gehört, Nachbar? Es soll nicht richtig sein drinnen in der Stadt."

„Nicht richtig? Was meint Ihr, Kräutlerin?"

„Ei, stellt Euch doch nicht, als ob Ihr das nicht wüßtet. Sie wollen die neue Steuer nicht leiden und wollen —"

„Sie sollten's nicht thun, Nachbarin, und sollten ruhig bleiben, das mein' ich! Sie machen das Uebel nur schlimmer. Uns armen Leuten kann doch Niemand helfen als der im Himmel droben. Behüt' Euch Gott, Kräutlerin!"

Damit wendete er sich dem Hause zu und das Weib ging die Straße entlang. Die Fenster schlossen sich und bald war es in dem Gäßchen wieder so einsam und still wie zuvor.

Während dessen war die Fremde im Hofraume aus den Wagen gestiegen und von einer ältlichen Frau in einfachem Hauskleide bewillkommt worden. Sie war in der That eine imposante Erscheinung, und die schönen, vollkommen reinen Verhältnisse der Gestalt sowohl als des Kopfes traten nun erst in vollem Lichte hervor. Sie war groß und wohlgebaut, und die schlanke Form ihres Körpers ward durch ein anschließendes Kleid von ungefärbter Naturseide vortheilhaft hervorgehoben. Das

reizende Oval des Kopfes war von einer Fülle braunen Haares umgeben, das in reichen natürlichen Locken um das Gesicht hing und dazu diente, die bräunliche, mit feinem, durchsichtigem Roth überhauchte Farbe des letztern zu heben. Der kleine, fein geschnittene Mund und das mit eigenthümlichem Reize gerundete Kinn gaben dem Gesichte einen fast kinderhaft lieblichen Ausdruck; in den großen blauen Augen aber, die unter der fein gewölbten Stirn und den langen, sanft gesenkten Wimpern auftauchten, leuchtete es wie von Funken einer verborgenen, tief im Grunde schlafenden Glut. Ein leichtes rothseidenes Umschlagetuch, das über den Nacken hinabgeglitten war und ein feiner, mit einem Gewinde von künstlichem Immergrün umflochtener Strohhut, den sie in der Hand trug, rundeten den Eindruck der ganzen Erscheinung wohlgefällig ab.

Die ältliche Frau war ihr an den Wagen entgegengeeilt und bot ihr freundlich die Hand. „Seien Sie mir herzlich willkommen!" rief sie mit unverkennbarer und unverhohlener Freude. „Ich frage nicht, ob Sie die sind, die wir in unserm stillen Hause erwarten. Sie müssen es sein, denn mein Friedrich hat mir Ihr Bild so oft vorgemalt, daß ich Sie unter Hunderten erkannt haben wollte. Aber kommen Sie doch herauf in die Stube, liebes Fräulein. Sie werden müde sein von

der Reise. Seh' Er zu, Joseph, daß die Sachen des Fräuleins bald hinauf kommen — weiß Er wohl? In die grüne Stube links! Kommen Sie, kommen Sie, liebe — Ulrike heißen Sie! Nicht wahr?"

„Ich danke Ihnen herzlich, Frau Räthin", erwiderte Ulrike, indem sie ins Haus folgte. „Sie empfangen mich auf so herzliche Weise, daß jede Besorgniß von meinem Herzen schwinde und ich kann es Ihnen nicht verbergen, daß es mir immer schwerer und banger zu Muthe ward, je näher ich dem Ziele meiner Reise kam."

„Kann mir's denken, Herzchen, kann mir's denken", rief die Räthin freundlich. „Wenn man dem Bräutigam und der Hochzeit entgegenfährt, muß es einem wohl ein bischen enge um die Brust werden. Aber nun lassen Sie alle Sorgen schwinden. Sie sind ja zu Hause."

„Aber wo ist Friedrich? Hat er mich nicht erwartet?" fragte Ulrike, als sie die Treppe hinaufgestiegen waren und ihnen auch hier der Bräutigam nicht entgegentrat.

„Ei, der ist um diese Zeit nie daheim!" antwortete die Räthin. „Da ist er in der Universität und hält Vorlesung. Freilich, hätten wir gewiß gewußt, daß Sie heute kämen, dann würde er sich wohl frei gemacht haben, aber so läßt er keine Stunde aus."

Damit waren die Beiden am Ende des langen und breiten Ganges und vor der Thür des Wohnzimmers angekommen. Die Räthin öffnete und langte sogleich mit der einen Hand in das am Thürgerüste hängende Weihwasserkesselchen.

„In Gottes Namen", sagte sie, indem sie Ulrike mit einigen Tropfen besprengte und ihr mit dem Daumen das Kreuzzeichen auf die Stirn schrieb. „Lachen Sie mich nicht aus, ich bin eben noch von der alten Welt und habe meinen alten Glauben lieb. Seien Sie mir denn herzlich willkommen, meine liebe Tochter, und Gott segne ihren Eingang."

Die einfache Weise der guten Frau hatte Ulrike, obwohl ihr anfangs ein Lächeln um die Lippen schwebte, so ergriffen, daß sie ihr gerührt in die Arme sank. „Ja, seien Sie mir Mutter ich bin ja nie so glücklich gewesen, eine zu haben!" rief sie aus, indem ihr rasche Thränen über die blühenden Wangen rollten.

„Das will ich auch sein, mein Herzchen", erwiderte begütigend die Räthin, „aber weinen Sie darum nicht! Ich weiß wohl, was Sie meinen, denn mein Sohn hat mir Alles erzählt. Aber jetzt wollen wir an nichts Trauriges denken. Friedrich muß bald kommen, er soll nicht gleich Thränenspuren in Ihren schönen Augen sehen. Kommen Sie", fuhr sie fort, indem sie ihr die

Thränen mit einem Tuche sorgsam abwischte, „machen Sie sich's nun bequem. Ich lasse Sie einen Augenblick allein, um nachzusehen, ob auf Ihrem Zimmer Alles in gehöriger Ordnung ist. Wenn Sie nun bald selbst eine Frau sind, werden Sie selber erfahren, wenn Sie es noch nicht wissen, wie wenig man sich auf das Gesinde verlassen kann. Ich bin bald wieder bei Ihnen."

Sie ging und ließ Ulriken allein, die, von vielerlei Eindrücken und Empfindungen bestürmt, den Augenblick gern benutzte, um mit sich selbst ins Klare zu kommen und sich zu sammeln. Sie hatte die Reise mit frohem Entschlusse und in heiterster Stimmung angetreten und wußte sich selbst nicht zu erklären, warum sich ihrer während derselben und namentlich gegen das Ende zu eine gewisse Bangigkeit bemeistert hatte, die sich auch jetzt noch nicht verscheuchen lassen wollte. „Ich weiß nicht, wie mir ist!" sagte sie vor sich hin, indem sie sich an eins der Fenster auf den erhöhten Antritt setzte. „Wenn ich an Ahnungen glaubte, könnte mir diese Empfindung an diesem Orte fast von schlimmer Vorbedeutung sein. Was ist es nur, das mich beängstigt? Ich liebe Friedrich, er liebt mich wieder; er ist ein braver Mann, an dessen Seite mein Glück gewiß ist — es ist nichts als eine Thorheit, Aufregung des Blutes

von der Reise her und" — setzte sie mit einem Blick auf das Zimmer hinzu — „diese düstere Umgebung vielleicht, an die man sich erst gewöhnen muß!"

Sei es nun, daß sie wirklich den Grund ihrer Unruhe errathen hatte, oder daß die mit dem Nachdenken über einen Gemüthszustand allemal verbundene Klarheit ihr Ruhe gab: sie fühlte sich etwas erleichtert und begann mit ziemlich gefaßtem Auge die Umgebung zu betrachten.

Das Haus selbst war in der alten bequemen Art des vorigen Jahrhunderts gebaut. Wenn man aus dem engen, finstern Gäßchen eintrat, überraschte es durch sein wohnliches Aussehen und durch den angenehmen Gegensatz, den seine grauen Steinwände mit dem dunklen Grün der dasselbe überragenden Lindenbäume bildeten und mit dem lichtern des rings herum gezogenen Buschwerks. Auch die braunrothen Ziegelwände der beiden Stadtmauern, in deren Zwischenraum Haus und Garten sich einschmiegend hindehnten, waren mit Reben und andern Rankengewächsen bekleidet, sodaß der ganze eingeschlossene Raum den Charakter eines heimlichen, in fast klösterlicher Abgeschiedenheit aufgeblühten reizenden Freudenwinkels trug, der ein genügsames Herz wohl vergessen machen konnte, daß das Auge über seine Begrenzungen wie über die Mauern eines Gefängnisses

nicht hinauszureichen vermochte. Das Gebäude hatte ursprünglich einen Theil eines Kapuzinerklosters gebildet, jetzt aber waren die Spuren dieser frühern Bestimmung bis auf einige mit Absicht geschonte Verzierungen und Steinarbeiten dem Bedürfnisse der Familie und der Häuslichkeit gewichen.

Denselben ernst-freundlichen Eindruck machte auch das Innere des Hauses, nur war er hier durch die Einrichtung der Zimmer noch gesteigert. Alles Geräthe gehörte in Form und Stoff einer untergegangenen Zeit an. Zu dem braunen Holzgetäfel, das rings bis zu einem Drittheil der Höhe an der Wand herumlief, paßten vollkommen die mächtigen dunklen Schränke mit sonderbar geschweiften Kanten und zierlich eingelegter Arbeit. Ueber dem hohen, schmalen Wandspiegel an der Mittelwand thürmte sich eine mächtige, in Holz geschnitzte und vergoldete Verzierung, mit den Enden in den weiten, faltigen Vorhängen verlaufend, die zu beiden Seiten bis zum Boden herabfielen und die tiefen Fensternischen dämmerig verhüllten. Gegenüber, oberhalb des breiten Tisches, dessen Marmorplatte von vier zierlich geschnörkelten Hirschläufen getragen ward, thronte auf einem Gesimse eine hohe Standuhr, deren langer Perpendikel mit eintönigem Schlage die Minuten abmaß. Ein paar alte Oelbilder, Familienglieder vor-

stellend, welche einst mit dem Hausrath, der sie nur so lange überlebte, jung gewesen waren, vollendeten das Ganze. Wenn die Räthin, still mit ihrer Arbeit beschäftigt, oder in dem Buche lesend, das in schwarzes Leder gebunden und mit Silber beschlagen auf dem Fenstergesimse lag, in dem Zimmer saß, so war es, als sei die Zeit um einige Jahrzehnte zurückgeschraubt, oder als wäre mitten in der Gegenwart ein Stück Vergangenheit wohl erhalten zurückgeblieben. Um so größer war der Abstand, den Ulrikens im Aeußern sowohl als in ihrem eigentlichen Wesen völlig moderne Erscheinung zu dieser Aeußerlichkeit bildete.

In ihren Betrachtungen wurde Ulrike durch den alten Mann gestört, der ihr bei ihrer Ankunft in der Gartenschürze entgegengekommen war. Jetzt hatte er einen altväterischen, etwas verblaßten Rock angezogen und das weiße Haar zierlich gescheitelt. Alles ließ entnehmen, daß er ungewöhnliche Aufmerksamkeit darauf verwendet hatte, sich zu putzen; es schien ihm daran gelegen, einen guten Eindruck zu machen.

Er trat Ulrike mit einem steifen Bückling näher.

„Con permissione, Signora“, sagte er, indem er ihre Hand ergriff und ehrerbietig küßte.

„Was wollen Sie?“ rief Ulrike überrascht. „Wer sind Sie?“

„Ich wollte mich Signora empfehlen", erwiderte jener in etwas gebrochenem Deutsch; „ich bin der alte Diener des Herrn Professors."

„Ich danke Ihnen", entgegnete Ulrike freundlich. „Sie sind kein Deutscher, wie es scheint?"

„Io son Italiano, son un compatriota di Roma", erwiderte, sich in die Brust werfend, der Alte. „Aber ich sein schon mit dem Vater von die Herr Professor kommen nach Deutschland."

„Come?" fragte Ulrike. „E non avete riveduta mai la vostra bella patria?"

Das Angesicht des Alten leuchtete. „O", rief er entzückt, „Signora parla italiano? Oh, che gran giojo per me! No Signora", fuhr er dann schnell wieder traurig fort, „non ho riveduto mai la mia bella patria — non la rivedro mai! Oh questo suono della mia dolcissima lingua! Quanto é lungo tiempo che non l'ho udito. E voi, la sposa del mi figliólo carissimo, del mio — ma Sie verzeihe — ich vergesse mich —"

„Nicht doch, Sie sollen immer Ihre Muttersprache mit mir reden, wenn es Sie so sehr freut. Ihr Name?"

„Die Frau Räthin nennen mich Joseph. Aber in Rom, meiner Heimat, hieß ich Beppo."

Die Klingel des Hofthors unterbrach das Gespräch. Beinahe gleichzeitig eilte die Räthin hastig herein.

„Das ist mein Sohn", rief sie, „das ist Friedrich! Geh' Er hinab, Joseph, und mach' Er die Thür auf. Aber daß Er mir ja nichts von unserm Gaste da merken läßt! Hört Er's, Er alte Kinderklapper? Wir wollen ihn überraschen!"

Der Alte eilte hinweg und die Räthin drängte Ulrike hastig zur Seitenthür. „Da hinein", sagte sie, „es ist Friedrich's Studirzimmer. Da warten Sie, bis ich Ihnen ein Zeichen gebe — und verderben Sie ja meine Freude nicht!" Ulrike gehorchte mit hochklopfendem Herzen und die Thür fiel zu, als gerade auf dem Gange der hastige Tritt eines Mannes hörbar wurde.

Der erste Blick auf den eintretenden Sohn zeigte der Räthin, daß er in nicht angenehmer Stimmung heimkam. Bei der außerordentlichen zärtlichen Liebe, die sie zu ihrem Einzigen trug, reichte die Wahrnehmung eines Wölkchens auf seiner Stirn hin, sie besorgt und dessen, was sie vorhatte, fast vergessen zu machen. Sie erwiderte seinen kurzen, aber herzlichen Gruß mit der halb ängstlichen Frage: „Du kommst früher als gewöhnlich, mein Sohn, hast Du Deine Vorlesung heute so bald beendigt?"

„Ja", antwortete Friedrich, „ungewöhnlich bald, denn

ich habe gar nicht gelesen. Ich hätte nur leere Bänke vor mir gehabt, meine Zuhörer waren nach allen vier Winden zerstreut, um den Lärm in der Stadt nicht zu versäumen."

„So? Was gibt es denn in der Stadt?"

„Große Aufregung, liebe Mutter. Alle Plätze und Straßen stehen voll müßiger Menschen. Sie wissen wohl, die Einführung der neuen Verbrauchssteuer hat böses Blut gemacht."

„Heiliger Gott", rief erschreckt die Mutter, „es wird doch kein Unglück abgeben?"

„Ich wollte, daß ich Ihre Besorgniß widerlegen und nein sagen könnte, aber ich fürchte allerdings, daß es zu ernsten, vielleicht zu sehr ernsten Auftritten kommen wird."

„Du machst mir angst, Friedrich!"

„Das Volk ist sehr gereizt, denn die Maßregel trifft tief und trifft die Massen; die Regierung aber scheint entschlossen, nicht nachgeben zu wollen!"

„Was soll aber daraus werden? Sie werden es doch nicht wagen, sich gegen ihre Obrigkeit aufzulehnen?"

„Nach den drohenden Mienen, die man sieht, nach den entschlossenen Reden, die man fallen hört, scheinen sie es allerdings auf eine gewaltsame Entscheidung ankommen lassen zu wollen!"

„Die Unglücklichen! Gott soll jeden guten Christenmenschen vor derlei bewahren! Wohl dem, der sein eigen Haus und Herd hat in solcher Zeit und nicht nach dem zu fragen braucht, was draußen vorgeht. Ich wollte, Du wärest auch schon so weit!"

„Eigenen Herd!" rief Friedrich, sich aus dem Lehnstuhl, in den er sich geworfen, aufrichtend und mit hastigen Schritten das Zimmer durchmessend. „Ja, es liegt viel, ungeheuer viel, es liegt im Grunde Alles darin, einer Familie anzugehören, eine Familie zu gründen! Aber gewiß nicht, um sich dann engherzig in seinen vier Pfählen einzuschließen! Kann ein Mann, der einen Kopf zu begreifen, ein Herz hat zu fühlen sich ruhig auf das Faulbett legen, wenn das Wehgeschrei leidender Mitmenschen in das Glück seiner Behausung hereindröhnt? Oder kann er sich hermetisch gegen die Außenwelt abschließen, daß ihn das in der Luft liegende Leid mit dieser nicht erreicht? O, auch ich bin froh, liebe Mutter, wenn sich der Kreis meiner Pflichten und Beziehungen um die der Häuslichkeit vermehrt haben wird, aber nur, um dann dem großen Ganzen noch inniger nahe zu stehen. Das eigene Glück ist für den denkenden Mann der untrüglichste Maßstab fremden Unglücks, und alle Nervenfäden des großen äußern Lebens laufen für den echten Familienvater in

seinem Hause wie in einem commune sensorium zusammen, das jede Bebung des öffentlichen Lebens in seinem tiefsten Wesen nachzittern macht! Doch", fuhr er, vor seiner Mutter stehen bleibend, fort, „ich weiß, daß Sie, obwohl meine gute, liebevolle Mutter, mit meinen Ansichten nicht harmoniren."

„Das thu' ich wahrlich nicht", erwiderte die Räthin, indem sie Friedrich an der Hand ergriff und ihm mit dem vollen Ausdruck mütterlicher Besorgniß in die Augen sah. „Ich meine, es könne nicht schlimm um das Ganze stehen, wenn jeder Theil das und eben nur das thäte, wozu ihn die Vorsehung bestimmt hat. Wenn jeder Theil am Ueberblick über das Ganze, an der Leitung Antheil haben will, ist ja die Verwirrung unvermeidlich. Das war die Ansicht Deines braven Vaters, erprobt in einem langen redlichen Leben, sie ist während desselben die meine geworden, und glaube mir, auch Du würdest besser mit ihr fahren als mit der Deinen."

„Lassen wir das, Mutter", sagte Friedrich lächelnd. „Mein guter Vater war ein vortrefflicher Mann, und sein Andenken sei gesegnet, aber ihm ging der Beamte vor dem Menschen, und weil er sich mit seinem Amte verschmolzen hatte, sah er Welt und Leben nur durch die Kanzleifenster. Aber sagen Sie, ist keine Nachricht von Ulrike gekommen?"

„Nein", erwiderte lächelnd und mit absichtlichem Doppelsinne die Räthin, „Nachricht ist nicht gekommen, aber eben erinnere ich mich, daß Dich Jemand sprechen will und in Deinem Zimmer auf Dich wartet."

„Und das sagen Sie mir jetzt erst? Wer ist es denn?"

Damit wendete er sich hastig gegen die Seitenthür, als diese sich öffnete und Ulrike auf der Schwelle erschien. Hinter ihr fielen die Sonnenstrahlen hell und glänzend in das kleine Zimmerchen, sodaß sie wie ein zauberhaftes Bild auf Goldgrund in die dunkle Umfassung der Thüre eingerahmt erschien und einen wahrhaft reizenden Anblick darbot.

„Seh' ich recht?" rief der Professor und hielt überrascht in seinem Vorschreiten inne. „Bist Du es wirklich?"

„Mein Friedrich", hauchte Ulrike, breitete ihm die Arme entgegen, und in der nächsten Sekunde hielt er sie mit dem Rufe des innigsten Entzückens: „Meine Ulrike — meine Geliebte — meine Braut!" fest umschlungen.

Als die erste wortlose Pause der Wonne vorüber war, führte Friedrich Ulrike vor die gerührte Mutter.

„Diese ist es, Mutter", sagte er, „die mein Herz sich erwählt hat! Sie soll, sie wird mir sein, was Sie mei-

nem theuern Vater auf dem Wege durchs Leben waren. Segnen Sie Ihre Kinder!" Die gute alte Frau vermochte vor innerer Bewegung nicht zu sprechen. Stumm und mit nach oben gewendetem Blick legte sie den Beiden, die vor ihr in die Kniee gesunken, die Hände wie zum Segen auf das Haupt, dann hob sie das Paar zu sich empor, in seiner Umarmung die süßeste Thräne zu weinen, welche je ein Mutterauge benetzen kann.

Unbemerkt von den Dreien war der alte Joseph ins Zimmer getreten und stand nun, um die heilige Minute nicht zu stören, ehrerbietig und mit zum Gebete gefalteten Händen im Schatten des hohen Ofens neben der Thür da.

Als die Glücklichen sich trennten, trat er schüchtern mit der Frage vor, ob, da das Essen bereit stehe, im Garten gedeckt werden solle. „Gewiß", rief Friedrich, „bei dem schönen Wetter sitzt es sich gar zu angenehm im grünen Lindenschatten. Aber wir müssen noch eine Weile zuwarten. Ich ahnte nicht, welche Ueberraschung mir zu Hause bevorstehe, und habe einen Gast gebeten."

„Einen Gast? Und wen?" fragte verwundert die Mutter.

„Es wird Ihnen nicht sehr lieb sein, Mutter,

aber er versprach mir, Nachricht aus der Stadt zu bringen, und ich habe auch Anderes mit ihm zu bereden."

„Von wem sprichst Du?"

„Nun, errathen Sie es nicht? Von Ihrer politischen Antipathie!"

„Doch nicht von Deinem verwünschten Riedl? Ich will nicht hoffen —"

„Allerdings, der verwünschte Riedl wird zu Tische kommen, aber er ist so schlimm nicht, als Sie ihn machen, Mutter!"

„Nein, nein, ich mach' ihn um kein Härchen schlimmer, als er sich gibt. Er ist ein herzloser Mensch und hat vor Gott und der Welt keinen Respekt!"

Der Ton der Hausglocke unterbrach die Eifernde. Man sah einen großen, hagern Mann im dunklen Ueberrocke und breitkrempigen Hut durch den Hofraum auf das Haus zukommen.

„Da ist er schon!" fuhr die Räthin fort. „Ich muß mich wirklich zusammennehmen, daß ich ihm nicht unfreundlich begegne!"

„Thun Sie es mir oder doch Ulrike und dem heutigen Tage zu Liebe!" fügte Friedrich bei.

„Nun, ich werde wohl", rief jene wieder, indem sich alle zum Gehen anschickten. „Aber wahr bleibt

wahr, und Du wirst Dich auch noch überzeugen, daß ich Dir nicht ohne Grund von dem Umgang mit diesem Menschen abgerathen habe. Man darf ihn nur ansehen! Die kleinen grauen, stechenden Augen und der rothe Bart — das Sprichwort hat recht, in dem steckt selten eine gute Art."

Ulrike ergriff den Arm der Mutter und beschwichtigte sie endlich. Friedrich ging beiden in den Garten voraus, von wo ihnen der verwünschte Riedl mit kurzem Gruße entgegenkam. Wer ihn zuerst sah, konnte allerdings den Unwillen und die instinktmäßige Abneigung der Räthin in etwas begreiflich finden, denn Riedl war von auffallender Häßlichkeit. Das hagere, blasse, mit Sommersprossen überdeckte Gesicht war ganz in dem rothen Haarwuchs versteckt, der Kopf, Kinn und Wangen überwucherte. Unter großen buschigen Augenbrauen von gleicher Farbe blitzten ein paar blaßblaue, listig umherspähende Augen und die schmalen, eingekniffenen, blutleeren Lippen gaben den Zügen einen unangenehmen, höhnischen Ausdruck. Erst wenn man durch längeres Beschauen mit der ganzen Erscheinung vertrauter geworden war, sah man, daß auf der hohen Stirn klare Verständigkeit, in dem ruhigen Glanze des Auges durchdringender Geist lag.

Die Räthin erwiderte Riedl's Gruß etwas steif und

kurz; als Friedrich ihm Ulrike als seine Braut vorstellte, bot er ihr herzlich die Hand. „Ich darf mich rühmen, ein Freund Ihres künftigen Gatten zu sein“, sagte er, „lassen Sie mich darin ein Anrecht auf Ihre Gewogenheit finden.“

Ulrike dankte mit feinem Anstande.

„Lassen Sie es meine Sache sein, mein Herr“, erwiderte sie, „um Ihre Freundschaft zu bitten. Niemand weiß besser als ich, welch ein Schatz ein echter Freund ist, zumal in Zeiten wie die unserigen.“

„Da stimm' ich bei“, fügte die Räthin hinzu; „der Verstand hat das Uebergewicht bekommen, es gibt wenig Herzen mehr und darum wenig Freunde. Was man heutzutage so nennt, ist meistens nur eine gemachte und deshalb nicht haltbare Sache.“

„Ich bin überzeugt, Frau Räthin“, sagte Riedl mit einem Lächeln, welches das Gegentheil davon auszudrücken schien, „daß Sie mit dieser harten Bemerkung nicht auf mich und mein langjähriges erprobtes Verhältniß zu Ihrem Sohne anspielen wollen. Gleichwohl“, fuhr er fort, während die Gesellschaft am Tische Platz nahm, „muß ich Ihren alten Vorwurf gegen mich auch heute rechtfertigen und in Streit mit Ihnen gerathen.“

„Sie sind wieder einmal nicht mit mir einverstan-

den?" fragte die Räthin, der das Gespräch sichtlich unangenehm war.

„Das bin ich in der That auch ganz und gar nicht!" rief Riedl eifrig. „Sie machen die Freundschaft zur Sache des Gefühls, ich aber kann diesem nur eine untergeordnete Stelle einräumen und muß, wie überall, dem Verstande sein Vorrecht wahren. Freundschaft ist nicht denkbar ohne Uebereinstimmung der Gesinnung und die Gesinnung hat mit dem Gefühle nichts zu schaffen. Darum ist auch nur dasjenige Alter, in welchem die Gesinnung gereift ist und fest steht, das Mannesalter nämlich, die Zeit, in welcher die Freundschaft gedeiht!"

„Sie sprechen da etwas aus", wendete Ulrike ein, „was mir neu ist. Ich habe vielmehr oft behaupten hören, daß man sich in der Jugend leichter an einander schließe, eben weil das Gefühl noch lebhafter und der Verstand minder thätig ist."

„Ich kann Ihnen das unbedingt zugeben, mein Fräulein", antwortete Riedl, „ohne deshalb meinem Satze untreu zu werden. Die Jugendbekanntschaften, von denen Sie sprechen, sind allerdings nicht selten der Boden, in welchem die Eiche der Freundschaft wurzelt; wenn sich aber aus der Bekanntschaft oder Kameradschaft die Freundschaft entwickeln soll, müssen sie

durchs Leben die Probe bestehen, gewissermaßen die Bestätigung erhalten. Aus Jugendbekannten können Freunde werden, wenn der Verstand der Männer den Bund der Jünglinge gutheißt; aber weit öfter werden sie Gegner und nicht selten Feinde! Fragen Sie Ihren Bräutigam! Er wird Ihnen meinen Satz aus eigener Erfahrung bestätigen. Wir beide sind uns in unsern Studienjahren ziemlich fern gestanden, doch haben wir uns jetzt auf eine Weise gefunden, die Bestand haben wird. Fritz hatte damals ganz andere vertraute Bekannte; er mag Ihnen selber sagen, wie er nun mit ihnen steht!"

„Ich errath' es wohl", sagte Führer lächelnd, „Du sprichst von dem Prinzen!"

„Von welchem Prinzen?" fragte Ulrike.

„Wie, Sie wissen das nicht?" rief Riedl lachend. „Dann muß ich Ihnen die Geschichte erzählen, damit Sie sehen, welch romantischer Schwärmer dieser Herr, der nun so ehrbar dasitzt, einmal gewesen ist!"

Friedrich wollte Einwendungen machen, allein Riedl ließ ihn nicht zu Worte kommen und begann zu erzählen: „Hören Sie immer, was an der Sache ist. Als wir auf der Universität Göttingen studirten, befand sich auch Prinz Felix, unser jetziger Erbprinz, daselbst. Er war ein lebhafter junger Mann, dem ein hoher Grad

von Leutseligkeit großen Einfluß auf die Gemüther gab. Sie können denken, welchen Eindruck es auf die jungen Leute machen mußte, einen jungen Fürsten von so bedeutender Zukunft mit ihnen wie mit seinesgleichen leben und umgehen zu sehen. Mir freilich war die ganze Sache schon damals zuwider! Wenn der Prinz an unsern Versammlungen und Vergnügungen Theil nahm, sah ich nichts als eine Komödie, die wir ihm zu seiner Belustigung, im besten Falle zu seiner Belehrung vorspielten. Andere waren dagegen um so begeisterter und unter diesen befand sich Friedrich. Er war einer der hervorragendsten Köpfe und hatte die Aufmerksamkeit des Prinzen auf sich gezogen, die sich noch steigerte, als er erfuhr, daß er ein Landsmann und künftiger Unterthan von ihm sei. Friedrich fühlte sich durch die ihm gewordenen Auszeichnungen, wie begreiflich, sehr geschmeichelt, die lachenden Ideale unseres lieben Schiller waren damals noch für ihn ebenso viele Wirklichkeiten — was Wunder, wenn er von einem romantischen Bündniß zwischen sich und dem Prinzen träumte und sich schon als eine Art Posa sah, freilich mit besserem Erfolg."

„Du übertreibst", unterbrach ihn Führer; „doch ist das keine Seltenheit bei Dir in Sachen, die Du einmal nicht gelten lassen willst! Der Prinz war mir —

ich habe unwiderlegliche Proben davon — wirklich mit Neigung zugethan. Er hörte meinen Auseinandersetzungen mit Interesse und Wärme zu und ich bin überzeugt, daß manches meiner Worte unvergessen in seiner Seele liegt und seiner Zeit Frucht zu tragen nicht verfehlen wird."

„Ist es möglich?" rief Riedl. „Hat die dazwischen liegende Zeit Dich von Deinen Phantasien nicht zu heilen vermocht? Die Herzen der Fürsten sind Marmor und müssen es sein, denn ein Herz in der Brust würde sie zwingen, vom Thron herabzusteigen. Die ganze Erziehung von Fürstenkindern geht offen oder auf Umwegen darauf hinaus, allen weichern fruchtbaren Boden, in welchem ein anderes Samenkorn als das des Egoismus etwa wurzeln könnte, zu vernichten, und darum wird und muß es Dir gehen wie dem Sämann, der auf Felsen säet."

Die Räthin hatte bisher still, aber mit Theilnahme zugehört. Die letzte Bemerkung Riedl's entriß ihr einen Laut des Unwillens.

„Thun Sie das doch nicht, Herr Riedl!" sagte sie. „Ich kann es nicht hören, daß so von der höchsten Obrigkeit, von den Fürsten gesprochen wird; sie sind an Gottes Statt und von ihm eingesetzt."

„Es thut mir leid", antwortete Riedl, „wenn ich

Sie durch meine Aeußerung verletzt habe. Es ist ungern geschehen, und damit mich das kitzliche Thema, über das ich nun einmal meine eigenen Gedanken habe, nicht nochmals in diese Verlegenheit bringt, lassen Sie uns lieber davon abbrechen. Aber die eine Frage kann ich Ihnen nicht erlassen. Wenn Sie den Fürsten göttliche Einsetzung zuerkennen, von wem sind dann wohl die Völker eingesetzt? Doch wohl auch von Gott? Sie müssen ja sagen, wenn Sie dieselben nicht zu einer Schöpfung des Teufels machen wollen!"

„Ich kann mit Ihnen nicht streiten", entgegnete die Räthin, „und will es auch nicht. Sie sind ein Sophist und ich habe für meine Ansichten keinen andern Grund als mein Gefühl."

„Und der Grund ist vollgültig, liebe Mutter", unterbrach sie Friedrich, um einer noch unangenehmern Wendung des Gesprächs vorzubeugen. „Mindestens ist er es bei einem so gesunden Herzen wie das Ihrige! Auch hat Riedl wohl mehr gesagt, als er zu beweisen vermag. Ein Blick auf die Geschichte und die trefflichen Fürsten, die sie vorführt, widerlegt ihn. Sie wissen ja, daß er sich in Paradoxen gefällt."

„Ich bin Dir für Deine Vertheidigung nicht eben sehr verbunden", rief Riedl lachend, „doch muß ich sie wohl gelten lassen, um den Streit nicht zu erneuern.

Ich lege daher meine Widerlegung für ein ander Mal beiseite! Sage mir nun, damit ich weiß, wie zeitig ich meinen Bratenrock zu bestellen habe, bis wann Du Hochzeit zu machen denkst!"

„Wenn es nur von mir abhängt", erwiderte Friedrich, „so wird mir die kürzeste Frist die liebste sein. Meine Vorkehrungen sind getroffen, alle nöthigen Schritte gethan; es wird also nur auf Ulrike ankommen, wann sie das Kränzchen mit der Haube vertauschen will, und auf meine Mutter, die nach wie vor Herrin des Hauses bleibt, auf welchen Tag sie den Beginn meines Glückes festsetzen will."

„Es ist sehr freundlich von Dir, mein Sohn", erwiderte die Räthin, „daß Du mir die Ehre gibst. Du sollst über mich nicht zu klagen haben. Ulrike mag einige Tage bei uns bleiben, bis sie sich eingewöhnt hat, dann soll die Hochzeit sein. Es wird schon der Leute wegen nöthig sein, daß wir nicht zu lange zaudern; es gibt sonst gleich Anstoß, daß die Braut, wie nun einmal die Verhältnisse sind, bei uns absteigen mußte und schon jetzt in unserm Hause lebt!"

„Wohlan denn", rief Friedrich, „in vierzehn Tagen ist mein Geburtstag, an dem soll mir auch mein zweites Ich geboren werden!"

Ulrike lächelte mit einer Thräne im Auge dem Ge-

liebten zu, die neben ihm sitzende Mutter drückte ihm die Hand, Riedl aber ergriff sein Glas, das eben zum Nachtisch mit Rüdesheimer gefüllt worden, und rief: „Alte Gebräuche muß man ehren, wenn sie gut sind! Auf das Glück des Brautpaars!"

Harmonisch klangen die Gläser an einander — da dröhnte durch die Luft ein tiefer, starker, weit schallender Ton, wie wenn mit einem Hammer an eine Glocke geschlagen würde. Alle erbleichten — ein zweiter stärkerer Schlag — alle setzten erschreckt die Gläser nieder, ohne sie berührt zu haben; noch ehe Jemand Worte fand, erscholl ein dritter Schlag, noch lauter dröhnend als die ersten; in immer kürzern Pausen folgten mehrere immer schneller, immer dringender, immer gellender auf einander.

„Heiliger Gott", rief Friedrich aufspringend, „das ist Sturm!"

„Wahrhaftig", sagte Riedl kaltblütig, „es klingt so! Sollte es schon zu etwas gekommen sein? Lassen Sie uns horchen."

Während einer sekundenlangen athemlosen Stille hörte man von fern den Schall wilder, kreischender Stimmen herüberklingen.

„Es ist bei Gott Ernst", sagte Riedl; „das sind Elemente, aus denen eine Schlachtsymphonie werden kann."

Während Ulrike bemüht war, die Räthin zu beruhigen, welche so ergriffen war, daß ihr eine Ohnmacht drohte, eilte Beppo fast athemlos herbei.

„Was ist geschehen?“ rief ihm Friedrich entgegen.

„Ach, Signor“, erwiderte dieser beinahe keuchend, „ein großes Unglück! Sie wissen wohl, es stand Alles dicht voll Menschen auf den Straßen und Plätzen, aber Alles war ruhig, weil sie eine Deputation an den Herzog geschickt hatten, die ihn bitten sollte, die neue Auflage zurückzunehmen. Da fiel es auf einmal einem jungen Offizier ein, die Leute vertreiben zu wollen, und als sie nicht wichen, ließ er drunter schießen.“

„Entsetzlich!“ rief Friedrich.

„Das ist der Diensteifer dieser Schergenseelen“, murmelte Riedl, der noch bleicher geworden war als gewöhnlich. „Hat es Todte gegeben?“

„Ihrer acht oder neun, sagt man“, fuhr Beppo fort, „aber das Schlimmste war, daß es nun hieß, die Deputation werde in der Residenz gefangen gehalten. Darüber wurden die Leute wüthend, sie haben die Thore der Thomaskirche eingesprengt und läuten Sturm — das Militär rückt mit Kanonen an — der Himmel weiß, was es geben und wie das enden wird!“

„So ist keine Zeit zu verlieren“, rief Riedl, seinen Hut ergreifend. „Daß dieses schöne Zusammensein so

unangenehm gestört wurde, ist vollkommen bezeichnend für unsere Zeit — es gilt kein Abschließen mehr gegen das, was draußen vorgeht! Wir müssen mit hinein in den Strom, und Alles, was wir thun können, ist, solange als möglich gegen das Untersinken zu kämpfen."

Damit wollte er sich empfehlen, allein Führer bat ihn, zu verziehen, weil er ihn begleiten wolle. Dieser Entschluß rief großen Widerspruch hervor. Ulrike verbarg ihre Besorgniß nur mit Mühe hinter freundlichem Zureden. Die Räthin dagegen versuchte alle ihr zu Gebote stehenden Mittel der Ueberredung, um den Sohn von dem unheilvollen Schritte, wie sie ihn nannte, abzuhalten.

„Mein Sohn", eiferte sie, „es ist eine alte Wahrheit: Was Deines Amts nicht ist, das laß! Was hast Du, der friedliche Mann der Wissenschaft, inmitten eines rebellischen Volks zu thun? Bleibe bei uns — bei uns ist Deine Stelle!"

„Mutter", entgegnete Friedrich ruhig, aber fest, „die Zeit ist vorbei, wo die Wissenschaft die Stube oder das Haus für ihr Bereich halten durfte. Jetzt muß sie ins Leben hinaus und hat nur dann Bedeutung und Werth, wenn sie von ihm geprüft und erprobt wurde. Ich habe mich der Wissenschaft des Rechts ergeben, darum ist überall meine Stelle, wo es gilt, einem Bedrängten

zu seinem Rechte zu verhelfen, oder die Verübung eines Unrechts zu hindern! Seien Sie meinetwegen ohne Sorge — auch Du, meine theure Ulrike! Ich komme bald, Gott gebe es, mit der Nachricht des Friedens wieder!"

Hastig drückte er die Braut noch einmal an die Brust, und während diese mit Beppo's Hülfe die Räthin in das Haus zurückgeleitete, eilten die beiden Männer davon. Von draußen aber erscholl immer lauter und drohender verwirrtes Rufen und Sturmgeläute, in das sich einzelne Flintenschüsse zu mischen begannen.

Zweites Kapitel.

Im Fürstenschloß.

In einer der Gallerien der herzoglichen Burg, welche gegen den großen Schloßplatz hinaus lagen, stand ein alter Mann in glänzender Lakaientracht mit einem gleich gekleideten jüngern am Fenster. Beide sahen vorsichtig zwischen den schweren Gardinen auf den Platz und die dort hin und her wogende Menschenmasse hinab.

„Ich begreife nicht", sagte der Jüngere, dem Andern über die Schultern sehend, „wo der Herzog die Geduld hernimmt, der Geschichte so lange zuzusehen. Ich meine, ich wollte bald ein Ende machen! Was sagen Sie, Herr Oberkammerdiener?"

„Ich sage, daß es gegen den Respekt ist, sich so auszudrücken. Durchlaucht bedarf keinen Rath von Ihnen, Herr Bornemann, und wenn Ihnen die Livree lieb ist, sorgen Sie, daß Höchstdieselben nie eine solche Aeußerung erfahren!“

Damit wendete sich der Oberkammerdiener und verschwand, mit sichtbarer Uebung den spiegelglatten Parquetboden dahingleitend, in einer hohen Flügelthür Der Zurückgebliebene sah ihm einen Augenblick mit giftiger Miene nach. „Uebermüthiger Kerl“, brummte er vor sich hin und klappte die Dose zu, aus der er ihm eben ein Prischen hatte anbieten wollen. „Ich erleb' es doch noch, daß du Dir den hoffärtigen Hals brichst!“

Das Selbstgespräch des Erzürnten wurde durch den Eintritt zweier Männer unterbrochen, deren Aeußeres und sicheres Benehmen die Vertrautheit mit dem Orte zeigten, an dem sie erschienen. Auf einen Wink entfernte sich der Diener und der eine, ein starker, wohlgebauter Mann in Generalsuniform, begann mit großen Schritten die Gallerie auf und ab zu schreiten. „Graf, ich ersuche Sie noch einmal, auf meinen Antrag einzugehen und ihn vor dem Herzog zu unterstützen. Es gibt keinen andern Ausweg, die Macht des Herzogs und damit die unserige aufrecht zu erhalten!“

„Aber, mein Werthester“, näselte der Andere, ein feines, hageres Männchen, dessen fahle Augen durch eine goldene Brille spähten, „überhören Sie denn ganz, was ich Ihnen seit einer Viertelstunde unausgesetzt vorstelle? Es ist eine Gesetzesverletzung, die mich in so bewegten Zeiten aufs äußerste bloßstellt.“

„Wenn Sie nur wüßten, Graf“, entgegnete der Andere mit unverstelltem Hohne, „wie solche Redensarten Ihnen zu Gesicht stehen! Soll ich die Stelle Ihres Gewissens vertreten und Ihnen die Fälle, und viel geringere als den gegenwärtigen, herzählen, wo Sie nicht so bedenklich waren?“

„Aber Sie treiben mich da wirklich auf eine Weise in die Enge —“ stotterte der Graf entgegen.

„Keineswegs!“ fuhr der General fort. „Ich lege Ihnen einfach die Wahl vor, ob Sie Ihr Portefeuille behalten wollen oder nicht. Der Säbel muß regieren und ein bischen aufräumen dürfen, sonst ist keine Ruhe herzustellen. Hören Sie nur, wie das Gesindel brüllt! Da sind Ihre unnützen Formalitäten von Justiz und Gerechtigkeit am unrechten Platz, der kürzeste Proceß ist der beste. Noch einmal also und ebenfalls in Kürze: entweder Sie proclamiren die Einsetzung der Kriegsgerichte, oder ein anderer Minister thut es statt Ihrer,

denn daß ich mit meiner Ansicht beim Herzog durchdringe, werden Sie selbst nicht bezweifeln."

„Die Sache muß freilich vom Standpunkt der staatsrechtlichen Nothwendigkeit beurtheilt werden", wendete der Graf ein, aber mit einer Miene, die entnehmen ließ, daß es ihm nur darum zu thun war, seinen Rückzug zu decken. Der General schien darauf keine Rücksicht zu nehmen, sondern sah nur die Zustimmung. „Gut", sagte er, „Sie willigen also ein. Ich habe mir's wohl gedacht, auch ist es mir lieb, daß wir zusammen bleiben, wir kennen uns doch bereits! Ich eile zum Herzog. Kommen Sie mir bald nach, und damit Sie sehen, wie sehr ich Ihr Einlenken auch als eine persönliche Gefälligkeit ansehe, grüßen Sie mir ihren Sohn als Hauptmann. Er soll das Patent haben."

„Sie entzücken mich, mein Werthester", rief der Graf und umarmte den General.

„Still", unterbrach dieser den Wortstrom, in dem der Graf seine Dankbarkeit ausgießen zu wollen schien, „was für ein Lärm im Vorzimmer?"

In diesem war allerdings starkes Geräusch wie von streitenden Stimmen und zwar in so hohem Grade hörbar geworden, daß auch aus einer Nebenthür ein junger Offizier hastig hereineilte, den die um die Hüfte gewundene Schärpe als Adjutanten kennzeichnete. Zu

gleicher Zeit öffnete sich die Thür des Vorzimmers selbst und ließ den Oberkammerdiener ein, auf dessen Antlitz die Röthe des Zorns rasch mit der Bläße des Grimms wechselte.

„Was ist's?" riefen ihm Adjutant, General und Minister wie aus einem Munde entgegen, denn sein Aussehen ließ sie errathen, daß er etwas Ungewöhnliches bringe.

„Ich bin außer mir", erwiderte der Gefragte im Ton der größten Erschöpfung. „Draußen stehen sieben oder acht Leute, die durchaus zu Seiner Durchlaucht wollen. Sie nennen sich eine Deputation!"

„Haben Sie denn", fiel der Adjutant ein, „den Leuten nicht gesagt, daß Seine Durchlaucht heute nicht zu sprechen ist, daß durchaus Niemand gemeldet werden darf? Haben Sie das nicht gesagt, Kündig?"

„Allerdings habe ich es gesagt", rief der Kammerdiener, indem er sich den Angstschweiß von der Stirn wischte. „Seit einer Viertelstunde bemühe ich mich, das den Leuten begreiflich zu machen. Es ist aber, als ob man tauben Ohren predigte; sie bleiben bei ihrem Verlangen und wollen durchaus gemeldet sein!"

„Es ist himmelschreiend!" polterte der General. „Das sind die Früchte des Zauderns! Wenn wir noch ein klein wenig säumen, so wird der Pöbel uns Gesetze geben!"

„So etwas haben die Leute auch bereits merken lassen", stammelte Kündig. „Wir müssen sogleich zum Herzog, sagen sie, in einer Stunde ist es für uns und ihn zu spät!"

„Da sehen Sie nun, wie weit die Frechheit bereits geht!" rief General Bauer wieder.

„Aber was ist da zu thun?" fragte ängstlich der Graf. „Man wird die Leute doch wohl melden müssen."

„Warum nicht gar!" fuhr der General auf. „Wohl, um Alles aufs Spiel zu setzen, Alles zu verderben? Der Befehl des Herzogs lautet, Niemand vorzulassen; der Befehl ist zu vollziehen und sonst hat man sich um nichts zu bekümmern! Darum gehen Sie, Herr Kammerdiener, und bedeuten Sie —"

„Mit des Herrn Generals gnädigster Erlaubniß", entgegnete dieser, „möchte ich doch gehorsamst gebeten haben, dies den Leuten selbst anzukündigen. Es wird aus Dero Munde wirksamer sein. Auch werden sie es nicht wagen, zu drohen oder gar Hand anzulegen, wie vorhin einer davon schon nicht übel Lust zu haben schien."

„Das kann geschehen", rief der General und ging der Thür zu, welche Kündig seitwärts öffnete. Ehe er jedoch Zeit fand, seine Anrede zu beginnen, standen die draußen harrenden Männer, welche das Oeffnen für

eine Aufforderung einzutreten hielten, schon auf der Schwelle. Es waren acht Männer, bürgerlich und schlicht gekleidet, wie der Drang des Augenblicks sie von der Beschäftigung des Tages und Berufs hinweggerufen hatte. Wohl mochten die schön und reich geschmückten Räume des Schlosses noch keine Besucher gesehen haben, welche so ohne allen herkömmlichen Schmuck mit dessen erstem Bewohner zu sprechen begehrten. Vielleicht war es eben das Ungewohnte dieses Anblicks, was ihm etwas Imponirendes gab, denn diese Wirkung äußerte er unverkennbar auf die Anwesenden. In den Mienen aller war Betretenheit, wenn nicht gar Furcht zu lesen; selbst der General schien einen Augenblick schwankend, welchen Ton er anzuschlagen habe. Doch war es wirklich nur ein Augenblick, im nächsten schon trat er den Bürgern mit jenem Ausdruck der Unbefangenheit entgegen, der ein Ergebniß langjähriger Uebung in Kreisen ist, in denen es nicht selten als Vorzug gilt, das Gesicht zu einer stehenden Maske zu machen, hinter welcher Alles gleich verträglich wie undurchdringlich verborgen liegen kann.

„Sie wünschen Seiner Durchlaucht aufzuwarten, meine Herren?" begann er. „Ich bedauere, Ihnen wiederholen zu müssen, daß dies heute nicht angeht. Seine

Durchlaucht sind heute für Niemand sichtbar. Auch muß ich Ihnen sagen, daß Ihr ganzes Erscheinen, Ihre Kleidung nicht von der Art ist, um auf eine solche Gnade Anspruch zu machen."

„Herr General", erwiderte einer der Bürger, „wir wissen sehr gut, was unsere Schuldigkeit gegen Seine Durchlaucht ist, aber die Umstände haben uns nicht Zeit zur nöthigen Toilette gelassen. Ich bin hier, wie man mich vom Comptoir weggeholt hat, den übrigen ist es ebenso gegangen. Wir konnten ebenso wenig warten, als wir uns jetzt abweisen lassen können. Wir müssen durchaus zu Seiner Durchlaucht."

„Unmöglich für heute, kommen Sie morgen wieder!" entgegnete der General kalt, die Achseln zuckend.

„Es muß möglich sein", rief wärmer werdend der Wortführer der Bürger. „Wie können Sie uns auf morgen verweisen wollen, da es vielleicht in einer halben Stunde zu spät ist? Die aufgeregte Menge, mit Mühe beschwichtigt, wartet nur auf unsere Rückkehr. Kämen wir, ohne Seine Durchlaucht gesprochen zu haben, so wäre das Unglück gewiß."

„Unnütze Besorgnisse", antwortetete General Bauer, noch kälter und schroffer als zuvor. „Ueberlassen Sie die Erwägung solcher Dinge denen, deren Beruf es ist. Man wird die Ordnung zu handhaben wissen."

„Ich habe Ihnen schon erklärt, Herr General", erwiderte fest der Kaufmann, „daß wir uns nicht entfernen, ohne Seine Durchlaucht gesprochen zu haben. Wir kennen Sie und Ihre Gesinnungen zu gut, als daß wir einen Bescheid von Ihnen für ein Wort des Herzogs hinnehmen sollten. Sie sind mit einer von denen, die den heutigen Tag und die Klagen des Landes zu verantworten haben."

„Was unterstehen Sie sich?" schrie der General auffahrend. „Vergessen Sie den Respekt nicht, den Sie schuldig sind!"

„Sie scheinen einen Zusammenstoß zu wollen", sagte der Bürger ruhig. „Wir scheuen ihn nicht. Hören Sie denn also! Das Land zählt Sie unter seine Verderber, darum werden Sie es begreiflich finden, wenn der Respekt gegen Sie kein besonderer ist. Sie haben sich lange genug zwischen uns und den Herzog gedrängt, jetzt sollen Sie es nicht mehr. Wir müssen einen Bescheid von Seiner Durchlaucht selbst haben. Darum kurz und bündig, führen Sie uns zu ihm oder wir werden den Weg selber zu finden wissen!"

„Versuchen Sie's, meine Herren", riefen der General und Adjutant, indem sich beide, die Hand am Säbelgriff, vor die Flügelthür stellten, die zu den herzoglichen Gemächern führte.

Im nämlichen Augenblick hatte der entschlossene Kaufmann das auf den Schloßplatz führende Fenster erreicht und geöffnet. Auf dem Platz unten war sowohl diese Bewegung als die Person des Oeffnenden sogleich bemerkt und erkannt worden; ein wildes, verworrenes Geschrei ließ es erkennen, dem in der nächsten Sekunde die Stille athemloser Erwartung folgte. „Man muß sich Ihnen gegenüber den Rücken decken", rief der Kaufmann, nach dem Zimmer gewendet. „Es kostet mich jetzt einen Wink, so bekommen wir Verstärkung. Vorwärts, meine Freunde, tretet furchtlos und geradezu in das Zimmer Seiner Durchlaucht — die Herren werden es nicht verhindern!"

Die Bürger schritten gegen die Thür vor. Schon hatten die Offiziere ihnen gegenüber die Säbel gezogen, als die Thür selbst rasch aufgerissen ward und der Herzog auf der Schwelle erschien. Er war ein großer, breitschulteriger Mann von soldatischem Ansehen und auch jetzt in eine Art von Campagneuniform gekleidet. Das starkgeröthete Gesicht sowie die krausen weißen Haare zeigten, daß er einer jener blutreichen Menschen war, die mit einem hohen Grad von Herzensgüte eine ebenso große Heftigkeit der Aufwallungen zu eigen haben. Das zuletzt sehr laut gewordene Gespräch hatte ihn aufmerksam gemacht und herbeigerufen. „Was geht

hier vor?" rief er mit starker, unwilliger Stimme. „Was gibt es?"

Bei seinem Eintreten waren die Säbel der Offiziere rasch in die Scheiden zurückgekehrt, der Kaufmann war vom Fenster weg zu den übrigen Bürgern getreten, die nun in ehrerbietiger Stellung dastanden.

General Bauer wollte antworten, wurde aber vom Herzog durch die weitere Frage unterbrochen: „Was wollen die Leute? Wer sind sie?"

Der Kaufmann trat vor. „Durchlaucht", begann er, „die Bürgerschaft der Stadt hat uns abgesandt —"

„Abgesandt?" rief der Herzog, und die dunkle Röthe, welche über seinem Angesicht lag, wurde noch um einen Grad tiefer. „Das ist kühn, bei meiner Ehre! Bisher war ich in diesem Lande der Einzige, der Gesandte schicken konnte, und die Macht, die Sie schickt, ist bei mir noch nicht accreditirt! Wer sind Sie also? Was wollen Sie?"

„Verzeihen Eure Durchlaucht", entgegnete der Kaufmann mit unterwürfiger Geberde und unverkennbarer absichtlicher Mäßigung, „wenn die Ungeübtheit des Redens mich zu einem mißfälligen Ausdruck greifen ließ. Ich wußte die Sache eben nicht besser zu sagen. Sehen denn Eure Durchlaucht keine Abgesandten in uns. Las-

sen Sie es immerhin eigene Kühnheit sein, daß wir uns vor Eure Durchlaucht drängen, um die Bitten Ihres Volkes vor Ihr Ohr zu bringen."

In diesem Augenblick brauste vom Schloßplatz ein wüstes, verwirrtes Geschrei empor.

„Nennen Sie das bitten?" fuhr der Herzog auf. „Wenn das auch eine neue Erfindung ist, so ist sie mir wenigstens nicht genehm. Machen Sie, weil Sie sich mir doch als die Wortführer dieses Rebellenhaufens vorzustellen wagen, machen Sie, daß der Platz vor meinem Schlosse leer wird, daß sich Alles ruhig zerstreut, dann kommen Sie wieder und ich will Sie anhören!"

„Unmöglich, Durchlaucht! Die Menge ist in zu großer Aufregung. Mit aller Mühe gelang es uns kaum, sie auf so lange zu beschwichtigen, bis wir Eurer Durchlaucht das allgemeine Verlangen vorgetragen haben würden. Kämen wir jetzt so unverrichteter Dinge zurück, so wäre kein Halten mehr. Wer weiß, wozu die Erbitterung führen würde —"

„Erbitterung? Immer besser!" rief der Herzog und sprang aus dem Lehnstuhle, in den er sich einen Moment zuvor hastig geworfen hatte, ebenso hastig wieder empor. „Was hat man für Ursache, erbittert zu sein?"

„Durchlaucht", sagte der Kaufmann mit ruhigem Ernst, „auf dem Jakobsplatze liegen vier Todte.

Es waren ruhige, friedliche, ehrliche Leute, die nichts Uebles weiter gethan, als daß der Mangel, die Noth sie verleitete, sich zusammenzurotten und um Brod zu schreien."

„Was ist mit ihnen geschehen?" fragte der Herzog rasch.

„Die Truppen haben unter das versammelte Volk geschossen, Durchlaucht; es sind vier am Platze geblieben, die vielen Verwundeten nicht zu erwähnen. Drei davon sind junge, kräftige, hoffnungsvolle Leute, der vierte hinterläßt eine brodlose Wittwe mit fünf Waisen."

Das Angesicht des Herzogs war bei diesen Worten blauroth geworden und die Stirnader war ihm angelaufen, daß man sie pulsiren sah. „Bin ich denn noch Herr im Lande", rief er mit einer Stimme, welche die Herren des Hofes zittern machte, „oder bin ich schon beiseite geschoben? Warum wird mir das nicht gemeldet?"

„Ich dachte —" stammelte der General, dem die Wendung des Gesprächs höchst unangenehm zu sein schien.

Was haben Sie zu denken als Ihre Schuldigkeit?" zürnte der Fürst weiter. „Wer gab Befehl zu schießen? Antwort! Haben Sie es befohlen, General, oder —"

Der General fand kein Wort zur Erwiderung und machte nur eine halb entschiedene verneinende Bewegung.

„Vors Kriegsgericht dann mit dem Pflichtvergessenen, der das auf eigene Faust gethan! In einer halben Stunde will ich das Nähere wissen! Gehen Sie!“

Während sich der General mit tiefen Verbeugungen entfernte, fuhr der Herzog, zu den Bürgern gewendet, fort: „Sie sehen, daß ich das nicht will. Ich will Ernst und Strenge, aber keine Grausamkeit. Gehen Sie also und machen Sie bekannt, daß der Schuldige seiner Strafe nicht entgehen solle.“

„Das haben wir von der Gerechtigkeit Eurer Durchlaucht nicht anders erwartet“, erwiderte der Kaufmann und fuhr, die augenblickliche mildere Stimmung des Herzogs benutzend, rasch fort: „Aber wir bitten nicht blos um Gerechtigkeit gegen den Schuldigen, sondern auch um Schutz für die Unschuldigen! Die neue Verbrauchssteuer vertheuert die alltäglichsten und unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse in einem Grade, daß sie schon für den Minderbemittelten empfindlich, für die ärmere arbeitende Klasse geradezu unerschwinglich geworden sind!“

„Das ist nicht wahr!“ rief der Herzog entgegen. „Ich habe mir die Berechnungen vorlegen lassen und sie selbst geprüft. Das Volk kann leben wie zuvor.“

„Ich bedauere, Eurer Durchlaucht widersprechen zu müssen", wendete der Kaufmann lebhaft ein. „Es ist wirklich an dem, daß das Volk nicht mehr leben kann. Brod und Salz und alle die kleinen, aber unentbehrlichen Dinge des niedrigsten Bedürfnisses belastet die mindeste Abgabe, wenn sie den Consumenten trifft, schon zu schwer. Berechnungen sind Berechnungen; das Leben und der Verkehr binden sich nicht daran! Haben Eure Durchlaucht daher Mitleid mit ihrem Volke und gewähren Sie die Aufhebung der Verbrauchssteuer!"

„Ich will davon nichts hören!" brauste der Herzog auf, dessen Heftigkeit zurückkehrte. „Ich habe meine Räthe wiederholt und genau befragt, sie haben alle zugestimmt, daß die Abgabe erschwinglich sei. Es bleibt dabei!"

„Die Räthe Eurer Durchlaucht", rief, wärmer werdend, der Anführer der Bürger wieder, „sind es nicht, denen wir vertrauen, darum haben wir uns an Eure Durchlaucht selbst gewendet und bitten dringend —"

„Sieh da, sieh da, so weit untersteht man sich schon zu gehen? Man tadelt meine Räthe? Immerhin, es sind meine Räthe und dazu brauchen sie Niemandes Vertrauen als das meine! Fort, und sagen Sie das denen, die Sie abgesandt haben — wie Sie sich ausdrückten — es bleibt bei meiner Bestimmung! Sie sollen

sich fügen! Augenblicklich und ruhig fügen und lernen, daß ich mir nichts abzwingen lasse!"

„Fern sei es von uns, das zu wollen", rief der Kaufmann, indem er mit einer leichten Schwenkung dem Herzog, der sich gegen die Thür wendete, den Weg abgewann und sich vor ihm auf ein Knie niederließ. „Wir hatten keine andere Absicht, als zu Eurer Durchlaucht selbst zu gelangen, und haben keinen andern Gedanken, als des bedrängten Volkes und unsere Bitten vorzutragen. Sehen Sie uns auch äußerlich in der ehrerbietigen Stellung der Bitte und lassen Sie uns nicht ungetröstet von dannen gehen!"

Der Redner schwieg, wie von Aufregung und Anstrengung erschöpft, aber er verharrte in der gebeugten Stellung, welche seine Gefährten gleichfalls eingenommen hatten. Es war ein feierlicher Anblick, und eine Stille von einigen Sekunden bewies, daß alle Anwesenden von dem Gewicht des Augenblicks ergriffen waren. Auch des Herzogs Auge ruhte etwas gemildert auf der Gruppe und das Wort der Gewährung schien auf seinen Lippen zu schweben.

Da rauschte die Flügelthür auf und Oberkammerdiener Kündig trat ein, einen silbernen Präsentirteller mit einem Briefe darauf in der Hand, welchen er dem Herzog mit tiefer Verbeugung überreichte. „Von Ihro Durch-

laucht, der Frau Herzogin-Mutter", flüsterte er im Tone der tiefsten Unterthänigkeit.

Der Herzog erbrach das Billet und las. Während des Lesens glättete sich die Milde, von welcher sein Gesicht zuvor überflogen gewesen, wieder zu der gewohnten ernsten Starrheit seiner Züge. „Es ist gut", sagte er zum Kammerdiener, der sich, unter immerwährendem Bücken rückwärts gleitend, in eine Ecke zurückzog. Zu den Bürgern gewendet fuhr er dann im Tone des kältesten Ernstes fort: „Sie haben meine Entschließung. Sagen Sie den Aufrührern, daß ich nicht ein Haar breit weichen werde."

Ehe einer der Bürger oder ihr Anführer ein Wort zu erwidern vermochte, hatte der Kammerdiener rasch die Seitenthür geöffnet und der Herzog war verschwunden. Halb betrübt, halb entrüstet sahen sich die Bürger an und der Kaufmann begann: „In Gottes Namen denn, wir haben unsere Schuldigkeit gethan, wir haben nicht zu verantworten, was kommen kann. Leben Sie wohl, meine Herren!"

Damit entfernten sie sich.

„Kündig", rief der Adjutant, nachdem sich kaum die Thür hinter den Abgehenden geschlossen hatte, „Sie haben ein Meisterstück gemacht! Sie hätten das Billet zu keiner bessern Zeit bringen können; ohne dasselbe

hätte der Herzog nachgegeben! Wenn noch Gerechtigkeit in der Welt ist, müssen Sie einen Orden dafür haben."

„Allerdings", schaltete Graf Schroffenstein ein, „dazu kann Rath werden! Verlassen Sie sich auf mich, Kündig, ich werde es seiner Zeit anzubringen wissen!"

Der Oberkammerdiener verbeugte sich verbindlich dankend mit einem Lächeln, von dem man nicht recht wußte, ob es aufrichtig gemeint oder Spott sei. Dabei öffnete er den Beiden diensteifrigst die Thüren und der Graf schritt mit dem Adjutanten in den anstoßenden Corridor hinein.

Während des Dahingehens flüsterte der erstere dem letztern zu: „Du kannst Dir Glück wünschen, mein Sohn, ich habe Dir heute das Hauptmannspatent erwirkt."

„So?" fragte der Andere gleichgültig und beinahe verdrossen entgegen.

„Du könntest Dich immerhin darüber freuen", fuhr jener fort. „Damit ist das letzte Hinderniß gehoben, Du kannst nun um die Baronesse stündlich anhalten. Ihr Vermögen wird Dich in den Stand setzen, Dich vollkommen zu rangiren und —"

„Im Augenblick ist mir das unmöglich, Papa. Ich habe erst vor vierzehn Tagen eine neue pikante Liaison angeknüpft, die mich noch zu sehr fesselt, als daß

ich ans Heirathen denken könnte. Lassen Sie mir noch einige Wochen Zeit, bis dahin werde ich zu Diensten stehen."

„Schon wieder eine neue Suite? Es wäre nachgerade hohe Zeit, daß Du einlenktest. Ich will hoffen, daß Du die Dehors —"

„Ohne Sorge, Papa, ich bin kein Kind, aber, um von etwas Anderem zu reden, ich werde heute zu Ihnen schicken müssen. Ich habe eine kleine Spielschuld zu zahlen und meine Fonds —"

Der Graf drehte sich auf diese Wendung des Gespräches rasch gegen den Sprechenden und schien ihm etwas unsanft erwidern zu wollen, als sich den Beiden gegenüber eine Thür öffnete und eine Dame auf der Schwelle erschien. Ohne sich jedoch durch die Unterbrechung im mindesten beirren zu lassen, rief der gewandte Mann, als ob er gar nichts Anderes zu sagen beabsichtigt hätte: „Ah, wir sind vom Glücke begünstigt, Die schöne Baronesse von Falkenhoff, reizend und", setzte er hinzu, indem er deren Hand ergriff und küßte, „gnädig wie immer."

„Ich glaubte Ihre Stimme zu hören", entgegnete das Fräulein, mit kühlem Anstande seinen sowie des Adjutanten Gruß erwidernd. „Deshalb war ich so frei, Sie hier zu unterbrechen. Ihre Durchlaucht die

Frau Herzogin-Mutter haben wiederholt nach Ihnen verlangt."

„Zu Befehl", antwortete der Graf und schlüpfte geschmeidig in das Zimmer, noch auf der Schwelle zurückcomplimentirend. „Erlauben Sie wohl, meine Gnädigste, daß mein Sohn mich hier erwartet, bis ich von der Audienz zurückkomme? Er wird den Augenblick benutzen, um Ihnen eine interessante Neuigkeit mitzutheilen."

„Wenn es dem Herrn Grafen nicht mißfällt", erwiderte das Fräulein und lud denselben, indeß sein Vater ehrerbietigst in das Gemach der Herzogin eintrat, mit leichter Handbewegung ein, auf einem Taburet Platz zu nehmen. Sie selbst trat an eins der Fenster, ließ einen langen, forschenden Blick durch die blanken Hohlscheiben gleiten, dann wendete sie sich dem verwunderten Grafen zu und ließ sich in nachlässig gewählter Stellung in die Kissen eines Divans niedergleiten.

Wie sie so dasaß, war ihre Erscheinung noch bedeutender als zuvor. Das Gesicht war regelmäßig, doch nicht eben schön zu nennen, aber während auf der schmalen, feinen Stirn und über hochgeschweiften Brauen ungewöhnliche Energie thronte und das tiefblaue Auge von Leben und Geist sprühte, schmiegte sich um den reizend geformten Mund ein so anmuthvolles, so ge-

winnendes Lächeln, daß das ganze Antlitz, getragen von einer wahrhaft junonischen Figur, gehoben von dem nur durch eine blaßrothe Busenschleife unterbrochenen Dunkel des Kleides völlig dazu gemacht schien, zugleich zu gebieten und einschmeichelnd zu erobern.

Der ihr gegenüber sitzende Graf schien von dem Eindruck befangen zu sein, denn er schwieg und mußte durch die Anrede der Baronesse aus seinem Schwanken gerissen werden.

„Nun, Herr Graf", fragte sie mit einem Tone, in welchem Spott und Ungeduld vereinigt zu hören waren, „wo sind Sie mit Ihren Gedanken? Wollen Sie meiner Neugierde die angekündigte interessante Neuigkeit vorenthalten?"

„Mein Vater hat zu scherzen beliebt, Baronesse", erwiderte der Adjutant, noch immer verlegen. „Was ich Ihnen zu sagen habe —"

„Nun?"

„Ist in der That nichts Anderes, als was Sie ohnehin schon lange wissen: von welch stürmischen Gefühlen der zärtlichsten Verehrung ich gegen Sie —"

„Ah, eine Plattitude, Graf, deren sogar ich Sie kaum für fähig gehalten hätte. Wie tief müßte man wohl hinabsteigen, um die Sphäre zu finden, in der diese pikante Wendung heimisch ist?"

„Sie benutzen jeden Anlaß, mich zu demüthigen, Baronesse, Sie hören nicht auf, mich zur Zielscheibe Ihres Spottes zu machen!“

„Ihre Schuld! Warum versorgen Sie mich so reichlich mit Stoff!“

„Ihre muthwillige Laune findet ihn überall ohne mein Zuthun, schöne Quälerin! Wie soll ich in diesem nie endenden Vorpostengefecht dazu kommen, Ihnen meine Liebe ernstlich zu betheuern und den Sturm auf dieses spröde Herz ernstlich zu beginnen?“

„Eine neue Plattitude, wenn möglich noch platter als die vorige. Sie sind heute nicht glücklich, Graf, darum lassen Sie Vorpostengefecht und Sturm, die doch abgeschlagen würden.“

Bei diesen Worten hatte der Spott in den Mienen der Baronesse so sehr die Oberhand bekommen, daß der Graf, ihrem Blicke begegnend, keine Erwiderung fand, sondern sich begnügte, die Achseln zu zucken und die Federn seines Hutes durch die Finger gleiten zu lassen.

„Beruhigen Sie mich lieber“, fuhr die Baronesse nach sekundenlangem Schweigen fort. „Erzählen Sie, wie es in der Stadt steht und welchen Erfolg die Deputation der Bürgerschaft an den Herzog hatte.“

„Den verdienten, nämlich keinen“, erwiderte der Graf, sichtbar froh, das Gespräch auf eine andere Bahn

gebracht zu sehen. „Die Ambassadeurs der Roture haben sich gedemüthigt und begossen zurückgezogen. Was seitdem geschehen und beschlossen wurde, weiß ich nicht. Vermuthlich sind die Rotten auseinander gelaufen!"

„Gebe Gott, daß Sie Recht behalten!" rief die Baronesse, indem sie hastig sich erhob und einige unruhige Schritte an das Fenster machte. „Man kann von hier aus nicht auf den Platz hinübersehen. Ich fürchte, das kann großes Unheil abgeben." Auf einmal unterbrach sie sich selbst, indem sie stehen blieb und den Grafen forschend betrachtete. „Haben Sie nichts davon vernommen? Sollte es wahr sein, daß Seine Durchlaucht der Kronprinz sich in der Stadt befindet?"

„Gerede! Nichts als Gerede!" erwiderte der Graf. „Prinz Felix, ich weiß es von einem seiner Jäger, der noch gestern mit Aufträgen von ihm in die Residenz kam, lebt vergnügt auf seinem Jagdschlosse zu St.-Wendelin und denkt nicht daran, hierher zu kommen."

Die Baronesse schwieg, wie Jemand, der die Bestätigung dessen vernimmt, was er ohnehin gewußt, und nur gefragt hatte, um der einen Frage eine zweite arglos folgen lassen zu können. „Wie ist es, Graf", rief sie in einlenkendem Tone, „haben Sie meinen jüngsten Auftrag nicht vergessen?"

„Meinen Sie den wegen des jungen Rechtsgelehr-

ten, der ein Freund Ihres verstorbenen Bruders war? Ich bin so glücklich, Ihnen hierin dienen zu können. Der Mann ist seit ungefähr einem Jahre von weiten Reisen zurückgekehrt, ist hier."

„Hier?"

„Nun ja, er ist Professor an der Universität."

„Hier! Und geht es ihm wohl?"

„Es hat mindestens den Anschein. Der Herr Professor Führer wohnt bei seiner Mutter, einer Beamtenswittwe in ganz geordneten Verhältnissen, und soll gesonnen sein, sich in Kürze zu verheirathen."

So sehr die Baronesse auch Meisterin ihrer Mienen war, so vermochte sie doch in diesem Moment nicht, einer innern Aufwallung, welche ihr eine leichte Röthe über Stirn und Nacken jagte, völlig zu gebieten. „Verheirathen?" rief sie etwas unsicher, doch war ihre Bewegung ebenso schnell unterdrückt, als sie gekommen. Dann fuhr sie mit vollster Ruhe fort: „Sehr gut! Um so besser dann! Und ist Ihnen auch bekannt, ob sich der junge Mann zu einer politischen Partei hält und zu welcher?"

„Das weiß ich in der That nicht mit Bestimmtheit zu sagen", entgegnete der Gefragte, indem er die Baronesse, deren Aufregung ihm nicht entgangen war, vorsichtig lauernd im Auge behielt. „Die Polizei hat

ihn vorläufig und zur Vorsicht auf die Liste der Liberalen gesetzt."

„Gut, gut. Wissen Sie, wer überhaupt die Anführer des Volkes sind?"

„Der Sprecher der Deputation war der Kaufmann Rund aus der Wallstraße. Aber warum fragen Sie das Alles? Ich bin fast gezwungen zu glauben, daß Sie hohe Politik treiben und den schulfuchsigen Professor zu Ihrer Figur auserseheu haben. Außerdem hätte Ihr Erröthen von vorhin, als ich von dessen Heirath sprach, einen Andern leicht auf die thörichte Vermuthung bringen können, als sei es ein wärmeres Interesse, das —"

Der Graf war nicht im Stande zu vollenden. Hoch und stolz aufgerichtet gleich einer Königin und Blitze in den Augen stand die Baronesse vor ihm. „Sie sind ein Unverschämter! Wagen Sie es nicht wieder, mir vor die Augen zu treten, bis Sie gelernt haben, wie sich mit einer Dame zu reden geziemt!"

Damit rauschte die Erzürnte in ein Nebengemach und überließ den verblüfft zurückbleibenden Adjutanten seinen Muthmaßungen und Zweifeln.

Drittes Kapitel.

Zum rothen Stern.

Die Nacht war indeß bereits angebrochen. In den Straßen war es dämmerig, aber nicht stiller geworden. Auf den heißen Sommertag war ein schwüler Abend gefolgt, durch welchen hin und wieder schwaches Licht zuckte; man wußte nicht, war es das ferne Wetterleuchten eines abziehenden Gewitters oder der Vorbote eines erst kommenden.

Dieselbe unangenehme Schwüle, welche in der Luft lastete, lag auch auf den Menschenmassen, die sich, von der Witterung begünstigt, theils in einzelnen Zügen durch die Straßen wälzten, theils an verschiedenen Plätzen und Ecken in mehr oder minder zahlreichen Gruppen beisammen standen. Nirgends war ein besonderer Lärm,

als das Gewirre vieler Stimmen zu vernehmen, und nur manchmal tönte ein wilder Schrei oder ein gellender Pfiff darüber hinaus, der nicht selten von anderer Richtung her ein bedeutsames Echo fand. Gerade in dieser ruhig-trotzigen Haltung lag aber unverkennbar eine um so ernstere Drohung. Wer noch dazu die finstern, ernsten Gesichter der Truppen beobachtete, mit denen sie auf den Wachen und an den nächsten Zugängen zum Schloß unterm Gewehr und schlagfertig der Menge gegenüberstanden, dem mußte mit allem Grunde vor einem Zusammenstoß der beiden feindlichen Elemente grauen.

Am stärksten war das Gedränge auf dem Jakobsplatze. Dieser mündete nach der einen Seite in eine breite Straße gegen die Hauptkaserne aus, in welcher der größte Theil der Truppen consignirt stand. Auf der andern Seite führte eine schmälere Gasse an das Hauptthor der Stadt, in welchem sich das Zollbureau befand, wo heute zum ersten Male die verhaßte Verbrauchssteuer von allen in die Stadt eingeführten Lebensmitteln erhoben worden war. Hier und bei diesem Anlaß waren die ersten Ruhestörungen vorgekommen; die anfänglichen Reibungen, Spöttereien und Neckereien hatten damit geendigt, daß das Zollbureau erbrochen und die Beamten verjagt, die Wagen mit den Waaren

aber umgestürzt und letztere trotz des Widerspruches der Eigenthümer für gute Prise erklärt und, so gut es anging, vom Volk verzehrt oder vertheilt wurden. Aus den umgestürzten Wagen, sowie aus verschiedenem andern Geräthe, das aus den umliegenden Häusern herbeigeschleppt worden war, aus Fässern, Leitern und Balken war eine Art von Bollwerk gebildet worden, welches den Platz gegen die Kaserne zu völlig absperrte und zugleich den Thorweg beherrschte. Einige kleine Seitengäßchen waren durch Aufreißen des Pflasters und der Brücken vollends unzugänglich gemacht worden. Inmitten des Bollwerks brannte ein hochloderndes, mächtiges Feuer, das einige schmuzige Lehr- und Betteljungen lärmend unterhielten. Von den rothen Streiflichtern beleuchtet, saß das Volk zechend und schreiend in so abenteuerlichen Gruppen auf den Trümmern, daß nicht leicht ein bewegteres und lebhafteres, aber auch kaum ein wilderes Bild gedacht werden konnte.

Den Mittelpunkt desselben bildete eine hohe Stange, an welcher ein großes, flatterndes Tuch als Fahne angebracht war, mit der ziemlich roh und flüchtig darauf gepinselten Inschrift: „Keinen Zoll! Keine Einfuhr!“ Zunächst an der Fahne saß ein großer, stämmiger Mann mit struppigem, grauem Haar und Bart und einem wilden, verwetterten Gesicht. Auf dem Kopfe hatte er

eine abgetragene Soldatenmütze sitzen, am Leibe trug er einen schmuzigen Zwillichkittel und war eben beschäftigt, den letzten Trunk aus einem mächtigen Kruge zu thun.

„Da, die Ampel ist leer, laß sie füllen, Schlosser", rief er einem jungen Burschen zu, der ihm schräg gegenüber saß und dessen rußiges Hemd sowie die starken, entblößten, gleichfalls geschwärzten Arme den Feuerarbeiter erkennen ließen. „Da drinnen im rothen Stern liegt noch manches volle Faß, und wenn der Wirth sich nicht noch höflich für die gute Kundschaft bedankt, so schlag' ich ihn hinter die Ohren, daß er weiß, wie er mit unsereinem umzugehen hat!"

Der Angeredete legte einen gewaltigen Reitersäbel, dessen Klinge er eben zu putzen und zu schleifen beschäftigt war, beiseite und erhob sich, indem er den dargebotenen leeren Krug ergriff. „Lehr' Du mich, was ich zu thun habe, alte Schnapsgurgel", schrie er mit lautem, gellendem Lachen. „Der Sternwirth wird nicht mucksen, wenn er mich sieht; er weiß sehr gut, daß ich ihm noch eine Abrechnung schuldig bin!"

„Aber was soll denn das bedeuten, Windreuter?" begann ein Dritter aus der Gruppe, eine hagere, sonnverbrannte Gestalt in blauer Blouse, die eine lange, rostige Muskete zwischen den Beinen liegen hatte. „Ich

glaube, wir sind zum Narren gehalten. Wie lange soll denn die Deputation noch ausbleiben? Gib Acht, Windreuter, daß man uns nicht über'n Löffel barbiert!"

„Sorg' nicht, Hahn", entgegnete Windreuter, der Alte in der Soldatenmütze. „Ich habe die Augen offen, auch wenn Du nicht krähst. Bis neun Uhr haben wir versprochen, uns ruhig zu halten; 's ist noch eine kleine Stunde bis dahin, dann geht's los, die Deputation mag kommen oder nicht."

„Es hätte auch die ganze Deputation nicht gebraucht", rief, zu den Sprechenden herantretend, ein junger Mensch mit einem liederlichen, verlebten Gesichte, um welches das aschblonde Haar steif herumhing; über den abgeschabten Rock hatte er einen Bücherriemen geschnallt, in welchem zwei Reiterpistolen steckten. „Der Herzog gibt doch nicht nach, er kann gar nicht nachgeben. Wenn Ihr Jura verstündet, wie unsereiner, würdet Ihr's auch einsehen, daß er sich kein Regal, wie man's nennt, vergeben wird. Man muß also zu andern Mitteln greifen, und wenn das gleich geschehen wäre, so wäre jetzt schon Alles in bester Ordnung."

„Hab' mirs ja gedacht, daß Ihr Euer Maul auch drein stecken müßt!" brummte Windreuter, den Ankömmling mit verächtlicher Miene messend. „Behaltet Eure Weisheit für Euch! Wir haben ganz andere Leute, die

uns einen guten Rath geben! Leute, zu denen wir Zutrauen haben und die mehr von Jura verstehen, als eine so erbärmliche Schreiberseele wie Ihr aus dem Papierkorb aufgeschnappt hat."

„Versteht sich, kann mir's ja denken!" erwiderte giftig der Schreiber. „Ihr seid das Commandirtwerden so gewohnt, daß Ihr sogar, wenn Ihr Euch frei machen wollt, einen Leithammel haben müßt! Den guten Rath hat Euch wohl Euer superkluger Herr Riedl gegeben, der —"

Der Redende konnte nicht weiter fortfahren, denn Windreuter war wie besessen aufgesprungen und hielt ihn mit beiden Händen wie mit Klammern an der Kehle gefaßt. „Hund von einem Kerl", schrie er, den Erschrockenen derb schüttelnd, „noch ein schiefes Wort über den Herrn und ich breche Dir alle Knochen in Deinem Gerippe entzwei!"

Der Mann in der Blouse war aufgesprungen und befreite den Geängstigten, der nach Luft schnappte und sich anhalten mußte, um nicht umzusinken. „Das will ich Dir gedenken, verfluchter Graukopf", stöhnte er gleichwohl mit einer Handbewegung gegen seinen Feind.

„Was, die Kröte will mir drohen?" rief dieser, wiederholt auffahrend, und hätte bestimmt auch seine Mißhandlung fortgesetzt, wenn ihm nicht der Mann in der

Blouse in den Arm gefallen wäre und ihn zurückgehalten hätte.

„So laß doch den Kerl gehen", rief er. „Das fehlte uns jetzt noch, daß wir uns untereinander selbst herumrauften!"

„Und ich habe doch Recht", rief, während Windreuter sich brummend wieder niedersetzte, der Schreiber, welcher sich inzwischen erholt und durch den ihm gewordenen Beistand neuen Muth geschöpft hatte. „Ihr werdet alle sehen, daß ich Recht habe! Während Ihr hier Maulaffen feil haltet und auf die Deputation wartet, haben die Andern Zeit genug, Soldaten von allen Seiten herkommen zu lassen! Dann könnt Ihr sehen, wie Ihr mit ihnen fertig werdet!"

„Fürchtest Du Dich, Du papierner Hasenfuß?" schrie Hahn. „Was schadet's, wenn ihrer ein paar hundert mehr sind, desto mehr bekommt mein Kuhfuß hier zu thun! Und was ein ordentlicher Kerl ist in der Montur, der wird sich nicht gegen uns stellen!"

„Das mein' ich auch", bekräftigte Windreuter. „Ich habe lang genug in dem Rock gesteckt und kann mitreden. Aber seht, da kommt der schwarze Huber wieder mit den Krügen. Mir ist die Kehle ganz trocken geworden."

Damit ergriff er den Krug, den ihm der hinzuge-

kommene Schlosser überreichte, und setzte ihn mit dem Rufe: „Es leben alle braven Soldaten!“ zu einem kräftigen Zuge an den Mund.

„Gebt dem Studenten neben Euch auch zu trinken“, fuhr er dann, während der Krug bei den Umstehenden die Runde machte, fort. „Wenn er mit uns dreinschlagen will, wird er sich wohl auch nicht schämen, mit uns zu trinken!“

„Ich bring's Euch zu“, sagte Hahn, in dessen Händen der Krug eben wieder anlangte, zu einem jungen Manne, welchen die farbige Mütze, die er trug, als Studenten kennzeichnete. Unter derselben drängte sich reiches blondes Haar in natürlichen Ringeln hervor und umgab ein blühendes, jugendliches Antlitz, das, kaum dem Knabenalter entwachsen, nur durch den feurigen und festen Blick des blauen Auges einen etwas männlichen Charakter bekam.

Der Angeredete hing das zierliche Doppelgewehr, das er in der Hand getragen hatte, über die Schulter und that mit freundlichem Lachen den Bescheidtrunk. „Auf gute Kameradschaft“, sagte er, „und einen fröhlichen Ausgang! Und ein gutes Andenken für alle unter uns, die das vielleicht nicht erleben!“

„Da habt Ihr Recht“, rief Windreuter. „Es ist doch was Schönes um studirte Menschen, es fällt ihnen

immer was Gescheidtes zur rechten Zeit ein! Eure Gesundheit, Herr Student! Wer weiß, was das Alles für einen Ausgang hat!"

„Das will ich Euch sagen, wenn Ihr's nicht wißt", rief, sich in die Brust werfend, der Schreiber. „Einen guten, einen herrlichen Ausgang wird's haben! Das alte Regiment muß zum Teufel, wir sind freie Männer — Vivat die Republik!"

Die letzten Worte hatte der Redende mit aller Kraft, deren seine heisere Kehle fähig war, herausgeschrieen und einige von den Anwesenden, darunter der Schlossergeselle, stimmten in den Ruf ein, die meisten jedoch schwiegen und sahen sich wie verlegen und verblüfft an. Windreuter war aufgesprungen.

Der Student, seitwärts an einen Balken gelehnt, summte halblaut: „Freiheit, die ich meine" vor sich hin.

Die augenblickliche Stille war aber nur der Vorbote eines neuen Gewitters, dessen Hervorbrechen bald wiederholt zeigen sollte, wie fremd und unter sich uneins die Elemente waren, welche hier der gleiche Zweck zufällig zusammengeführt hatte.

„Was will der Schreiber schon wieder?" schrie Windreuter und streifte die Aermel an den Händen empor, als wolle er sich zu einem neuen Angriff auf den Verhaßten bereit machen. „Wer untersteht sich,

hier so etwas zu sagen? Wer's mit Land und Volk gut meint, der will nichts Anderes, als daß die Steuer sammt den schlechten Rathgebern, die sie dem Herzog eingeredet haben, fort soll! Der Herzog ist uns allen lieb und recht! Ein Schuft, der etwas gegen ihn sagt! Die Steuer muß fort, aber von der Republik wollen wir nichts wissen!"

„Nein, nein, die Steuer weg! Die Minister weg! Keine Republik!" riefen die Gleichgesinnten und nach der Stärke des Rufs waren deren ziemlich viele.

„Dummköpfe!" überschrie der Schlosser den Lärm, indem er in die Mitte sprang und sich vor den nun schon mehrfach bedrohten Schreiber stellte. „Was habt Ihr davon, wenn Euch der Herzog einen Augenblick nachgibt? Wenn Alles wieder ruhig ist, kommen die Minister wieder und lassen uns doppelt zahlen! Nein, wir sind einmal im Zug, da wollen wir nicht mitten in der Arbeit aufhören, sondern das Eisen schmieden, solang es glüht! Weg mit der ganzen alten Wirthschaft, sie taugt nichts und wir brauchen sie nicht. Wir sind freie Menschen und können uns selber regieren!"

„Was, Du bist auch auf der Seite des Federfuchsers, schwarzer Huber?" entgegnete Windreuter drohend. „Meinetwegen, ich fürchte Euch alle beide nicht und noch ein Dutzend solcher, wie Ihr seid, dazu! Ich sag's

noch einmal, der Herzog ist schon recht, er weiß nur nicht, wie man mit uns umgeht, und wenn er's einmal weiß, wird er's schon anders machen. Ich kenn' den Herrn besser als Ihr! Ich bin zehnmal in der Schlacht hinter ihm ins Feuer gegangen und hab' gesehen, daß er das Herz auf dem rechten Fleck hat! Wer's ehrlich meint, der läßt die Republikaner nicht bei uns, sie würden uns nur auch in Verdacht bringen. Packt Euch fort oder wir werfen Euch über die Barrikade hinunter!"

„Versucht's, wenn Ihr den Muth habt", riefen diese entgegen und sammelten sich im Augenblick zu einem dichten, drohenden Knäuel, welchem Windreuter und seine Anhänger kampfbereit gegenüberstanden.

Vielleicht noch ein Augenblick, und blutige Thätlichkeiten hätten begonnen.

Da rief plötzlich eine starke Stimme den Erbitterten ein gebieterisches Halt zu und im nächsten Moment stand ein Mann in dunklem, breitkrempigem Hut, einen leichten Regenmantel über den Schultern, zwischen ihnen.

Es war Riedl.

„Seid Ihr von Sinnen", rief er in einem Tone, der des Gehorsams gewohnt schien, „daß Ihr Euch im Augenblick, wo die ernste Entscheidung vor der Thür

ist, unter einander herumbalgt? Ihr seid bereit zu kämpfen — wie könnt Ihr zu siegen hoffen, wenn Ihr uneins seid? Könnt Ihr guten Rath nicht länger behalten? Ich bitt' Euch, Freunde, seid ruhig und wartet die kurze Zeit, die noch zu warten ist, in Geduld ab."

„Ihr habt Recht, wie immer, Herr Doctor", entschuldigte sich Windreuter, indem er Riedl mit einer Art Ehrerbietung näher trat, ihm aber doch treuherzig die Hand schüttelte, „aber der verfluchte Kerl, der Schreiber —"

„Still, Alter", erwiderte Riedl. „Ich habe Alles mit angehört. Du bist und bleibst ein Hitzkopf und wirst mich noch einmal bereuen machen, daß ich mich Deiner angenommen habe. Ich hoffe, Du bemühst Dich, es gut zu machen."

Damit wendete er sich zu den Uebrigen, die ihn alle vertraulich und doch mit einem gewissen Respekt umgaben. Windreuter zog sich beschämt auf seinen Platz unter der Fahne zurück. „Wie könnt Ihr um Dinge streiten", rief Riedl, „von denen kein Mensch etwas voraussagen kann! Wer weiß, wenn er vom Gipfel eines Berges ein Steinchen herabrollen läßt, wohin das Steinchen fällt? Es kann ruhig bis zum Fuß des Berges herabrollen, das nächste Gebüsch kann es aufhalten, aber es kann auch eine Lawine werden,

die das ganze Thal verschüttet. Das Beste ist, wir thun das Unserige und erwarten entschlossen und furchtlos, was kommen wird! Nochmals also, liebe Leute — Ihr wißt, daß ich es gut mit Euch meine — haltet Euch ruhig. Wir sehen uns bald wieder!"

Riedl's bloße Erscheinung hatte einen allgemein besänftigenden Eindruck hervorgebracht, welchen seine Worte so sehr befestigten, daß in ein paar Sekunden keine Spur des Vorgefallenen mehr zu entdecken war und Alles wieder wie zuvor in theils achtlose, theils mehr oder minder geschäftige Gruppen zerfiel.

„Ein prächtiger Herr", sagte Hahn, Riedl nachsehend, der ruhig über die aufgethürmten Gegenstände hinabstieg und den Weg nach dem Innern des Platzes einschlug. „Aber nur für uns geringe Leute. Nach oben zu ist er so beißig, als er gegen das Volk freundlich ist."

„Ja, ich hab's erfahren", betheuerte ein trübselig aussehender, ärmlich gekleideter Mann, der sich mehr aus Neugierde, als um sich den Anwesenden anzuschließen, zu denselben gesellt hatte. „Wie meines Vaters Bruder, der reiche Pfarrer, starb und mir die Stiftung das Bischen abstreiten wollte, das er mir vermacht hatte, da wollt' ich einen Armenanwalt haben, denn ich konnte den Proceß nicht von dem zahlen, was

ich mit der Nadel mir und meinen fünf Kindern mühselig genug erarbeiten muß. Aber da lief ich wochen- und monatelang vom Schreiber zum Rath und vom Rath zum Director und wieder herunter bis zum Schreiber, ohne daß es etwas geholfen hätte. Ich liefe wohl noch heute, wenn mir nicht meine Nachbarin gerathen hätte, mich an den Herrn Doctor zu wenden. Sie kannte ihn, weil er ihren Sohn von den Soldaten frei gemacht hatte. Der hörte mich ganz ruhig an, und wie ich am andern Tag, weil er mich bestellt hatte, wiederkam, da war er schon bei dem Geistlichen gewesen, der die Stiftung zu verwalten hatte. Ich brauchte keinen Anwalt und keinen Proceß mehr, und wieder am andern Tag hatt' ich mein Geld bei Heller und Pfennig."

„Mich wundert nur", bemerkte der Student, „daß ihn die Regierung so unbenutzt läßt und nicht anstellt. Er soll ein Mann von ungewöhnlichen Kenntnissen sein."

„Das ist er auch", antwortete Hahn. „Ihr solltet ihn einmal hören, wenn er einen armen Teufel, der im Rausch ein Wort zu viel geredet hat und dem man an den Kragen will, vertheidigt. Die andern Vertheidiger, die haben kein rechtes Herz und thun immer, als wenn's dem Gericht ein Leid sein müßte, daß sie ihm

entgegen sind, aber der nimmt kein Blatt vors Maul und hat sich schon manchen Gotteslohn verdient. Das wissen die Herren eben, und weil er apart und nicht auch ist wie sie, so mögen sie ihn nicht. Er fragt aber nichts darnach, ob man ihn anstellt oder nicht, denn er kann von eigenen Mitteln leben. Drum nimmt er auch von Keinem einen Kreuzer, dem er hilft!"

„Es soll aber doch noch ein anderes Häkchen haben", warf der Schreiber mit anscheinend gleichgültigem Tone ein. „Ich meine, ich habe einmal etwas munkeln hören, als sei er, Gott weiß wo, außer Landes zu nahe an einen Geldkasten gekommen, der ihm nicht gehörte, und habe drauf Bekanntschaft mit dem Zuchthause machen müssen."

„Das ist nicht wahr, das kann nicht wahr sein", riefen Hahn und der Schneider wie aus einem Munde. „Nur Ihr, Billinger", fuhr der erste fort, „Ihr könnt's nicht vertragen, wenn man Jemand lobt, und müßt Jedem was anhängen, wenn's auch gelogen wär'! Ihr könnt froh sein, daß es der Alte nicht gehört hat, sonst wäre die Lüge Eure letzte gewesen."

Er zeigte bei diesen Worten nach Windreuter, der unbeweglich und in sich gekehrt, wie tief nachdenkend, unter seiner Stange saß und augenscheinlich vom ganzen Gespräche nichts vernommen hatte.

„Nun, nun", wendete Billinger ein, indem er sich fast unmerklich zum Rückzuge anschickte, „man spricht ja nur. Ich habe es eben auch gehört und es soll mich freuen, wenn's nicht wahr ist. Uebrigens —"

„Jetzt reißt mir auch die Geduld!" rief Hahn. „Warum habt Ihr Euch denn versteckt und seid so mäuschenstill gewesen, wie er vorhin da war? Seid Ihr nur hinter seinem Rücken so beherzt? Dann packt Euch zum Teufel oder —"

Es bedurfte keiner bestimmter ausgesprochenen Drohung, denn der gelenke Schreiber sprang mit einem Satze über die Brüstung und verschwand unter lautem, nachschallendem Gelächter in der Dunkelheit.

Die Männer lagerten sich. Windreuter nahm noch immer keinen Theil; er starrte unbeweglich vor sich hin, aber so viel der flackernde Schein des Lagerfeuers erkennen ließ, waren seine Züge schmerzlich erregt und eine dicke Thräne rollte in seinen eisgrauen Bart.

Währenddessen hatte Riedl nur wenige Schritte vorwärts gemacht, als ihm Friedrich hinter einem Mauervorsprung hervor entgegentrat.

„Nun", sagte er, indem er sich an Riedl's Arm hing, „da hast Du wieder ein Probestück gesehen und erlebt, ob und wie man sich auf das Volk verlassen kann. Wirst Du mir noch nicht Recht geben, daß mit diesen

willenlosen und doch widerspenstigen Werkzeugen nichts anzufangen ist? Ich dächte, Du solltest es thun, ehe die Woge auch Dich auf dem Sande zurückgelassen hat."

„Es ist mir lieb", entgegnete Riedl, mit Friedrich beiseite aus dem Gedränge tretend und längs der Häuserreihe hinschreitend, „daß wir uns begegnen und daß Du den kleinen Vorfall mit ansahst. Aber schmähe mir darum das Volk nicht! Es ist eben wie ein Kind und wer wird von einem Kinde den Verstand des Mannes fordern, oder ihm zürnen, wenn es seine kindischen Neigungen wechselt? Der kluge Erzieher muß eben verstehen, es unbewußt und unbemerkt zu dem zu führen, was ihm noth thut. In diesem Sinne ist es nicht unrichtig, das Volk ein Werkzeug zu nennen, aber wenn es ein solches ist und einmal Unheil damit angerichtet wird, liegt die Schuld gewiß nicht am Werkzeug, sondern am Arbeiter, der es entweder nicht zu führen verstand oder für mehr gelten lassen wollte als für ein Werkzeug. Du siehst also, mein Lieber", fuhr er lächelnd fort, „daß mich so etwas von der guten Meinung, die ich von meinem Liebling habe, nicht abbringt, und der ist nun einmal das Volk."

„Als ob ich es geringer achtete!" rief Friedrich. „Will denn nicht auch ich das Beste des guten Volks?"

„Das thust Du, ehrlicher Junge", entgegnete Riedl,

Friedrich's Arm wärmer an sich drückend, „und es ist bei Gott nicht die geringste der Eigenschaften, wegen deren ich Dich so lieb habe. Aber Du bist mit all Deinem guten Willen auf dem falschen Wege. Ich habe Dir das schon oft gesagt. Du willst das Volk frei, klug und gut, also glücklich wissen, aber das Volk soll nichts dabei thun. Es soll sich fein still halten und sich beglücken lassen, wie eine Puppe, die man heute so und morgen anders ausputzt. Ich aber sage, das Volk ist kein Kind und kein Werkzeug. Das Volk hat, wie der Einzelne für sich, auch in Masse ein Recht, mitzureden, ob es das, was man ihm geben will, auch für Glück hält und ob es so beglückt sein will. Deshalb will ich, daß das Volk selbst darüber entscheide, wie es mit ihm gehalten sein soll in Allem und — doch", rief er, inne haltend und stehen bleibend, „sind wir nicht rechte Thoren, daß wir uns hier über Theorien zanken, während uns im nächsten Augenblick die Kugeln über die Köpfe pfeifen und einen praktischen Commentar dazu geben können? Das ist ja unser alter Streit. Gefällt's Dir übrigens, weiter zu plaudern, so wollen wir uns wieder treffen, wir haben wohl noch ein paar Viertelstündchen Zeit."

„Mir ist es genehm, aber wo finde ich Dich?" fragte Friedrich.

„Dort drüben", war Riedl's Antwort, „ist die Schenke zum rothen Stern. Es ist zwar eine sehr untergeordnete Kneipe, aber rückwärts am Hause ist ein Gärtchen mit ein paar stattlichen Kastanienbäumen, unter denen es sich angenehm sitzt. Wir wollen eine Flasche zusammen leeren, da man doch nicht weiß, ob es nicht die letzte ist. Gehe dahin, ich suche nur noch die Wortführer der Bürger auf, die dort im Kaffeehause an der Ecke versammelt sind, und bin in einer Viertelstunde bei Dir."

„Es sei so", erwiderte Friedrich. Sie gaben sich die Hände und wollten sich eben trennen, als hart neben ihnen eine hohe, tief in einen Mantel gewickelte Gestalt aus dem Häuserschatten auftauchte und ebenso schnell wieder verschwand.

Riedl hatte sie bemerkt. „Höre", sagte er, „es kommt mir vor, als wären unsere Gegner sehr thätig; jedenfalls sind wir hier behorcht worden. Drum sieh Dich vor für alle Fälle. Bist Du bewaffnet?"

„Nein. Ich hielt es für unnöthig."

„So nimm diesen Life-Preserver. Er wird Dir Dienste thun. Das ist bei Gott keine der schlimmsten Erfindungen, die wir Amerika verdanken!"

Damit trennten sich die Beiden und Friedrich trat kurz darauf in die Schenke zum rothen Stern. Durch

die dunkle Hausflur, auf welcher die stattgehabte Zerstörung sehr merkliche Trümmerspuren zurückgelassen hatte, gelangte er in das Gärtchen. Die breiten, undurchdringlich belaubten Bäume verbreiteten hier eine solche Dunkelheit, daß ein paar an Pfosten angebrachte Oellampen nur die allernöthigsten Contouren der vorhandenen Personen und Gegenstände zu beleuchten vermochten.

In der Nähe der einen Lampe saßen zwei gefährlich aussehende Kerle in abgerissenen Kleidern, welche Karte spielten und den Eintretenden anscheinend keines Blickes würdigten.

Unweit davon saß in einer Art von Halbschlummer die Tochter des Hauses, ein mattes, abgelebtes Geschöpf mit schlaffen Zügen und gläsernen Augen. Sie bediente Friedrich, indem sie eine Flasche vor ihn hinstellte, und versank dann in ihrer Ecke wieder in den vorigen traumhaften Zustand.

Auch Friedrich saß in sich gekehrt und nachdenkend da und bemerkte nicht, daß beinahe unmittelbar nach ihm noch ein Gast in das Gärtchen getreten war. Es war dieselbe hohe Gestalt im Mantel, welche ihm schon vorhin in den Weg gekommen und Riedl zur Mittheilung der Waffe veranlaßt hatte. Jetzt stand dieselbe im tiefsten Schatten der Bäume unmittelbar hinter Friedrich und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Friedrich!“ rief eine weiche, halb unterdrückte, aber sehr wohlklingende Stimme unter dem dicht verhüllenden Hute hervor.

Friedrich wollte überrascht aufspringen, aber er fühlte sich sanft zurückgehalten und die Stimme wiederholte ebenso: „Kein Aufsehen, Friedrich! Kennen Sie mich nicht mehr?“

Bei diesen Worten hatte die Erscheinung den Hut in etwas gelüftet und auch den Mantel minder straff angehalten, sodaß die Züge des bis dahin fast ganz verdeckten Gesichts sichtbar wurden.

„Darf ich meinen Augen und Ohren trauen?“ flüsterte Friedrich halblaut. „Ich habe nur eine solche Stimme gehört in meinem Leben. Primitiva — Fräulein — sind Sie es wirklich?“

„Ich bin es“, erwiderte diese. „Bleiben Sie ruhig. Ich will mich zu Ihnen setzen, so wird meine Anwesenheit am mindesten auffallen. Ich habe Ihnen viel zu sagen und meine Zeit ist kurz.“

„Aber ich begreife nicht! Sie hier, bei mir, in dieser Kleidung und eben jetzt!“

„Das soll Ihnen bald Alles deutlich sein. Ich habe Sie aufgesucht und deshalb die allgemeine Unruhe benutzt, in der ich unbemerkt und unerkannt zu bleiben hoffen durfte.“

„Sie spannen meine Neugierde aufs höchste. Was kann, was soll ich thun?“

„Ich habe auf Sie gerechnet, Friedrich; ich that es in Erinnerung schöner, glücklicher Tage.“

„O, mir werden sie die schönsten bleiben für mein ganzes Leben!“

„Wirklich?“ hauchte Primitiva, und dem Tone ihrer Stimme war eine Bewegung anzuhören, die sie nicht unterdrücken zu können schien. „Nun, dann werden Sie mich nicht vergebens bitten lassen.“

„Reden Sie!“

„Sie wissen, was in der Stadt vorgeht, und kennen mich wohl genug, um zu wissen, daß mein Herz dabei bluten muß. Sie wissen aber vielleicht nicht, daß man bei Hofe entschlossen ist, es aufs Aeußerste ankommen zu lassen.“

„Unmöglich! Der sonst so gerechte Herzog —“

„Er steht unter dem Einflusse der Herzogin, seiner Mutter, der er aus kindlichem Respekt nicht entgegen sein will, und welche selbst wieder, ohne es zu wissen, unter Einflüssen der gefährlichsten Art steht. Sie können mir glauben, da ich in ihren Diensten und stündlich um sie bin. Einer untergegangenen Zeit und deren Ansichten angehörend, hat sie keinen andern Wunsch und keinen andern Gedanken mehr als den, die Macht

und Würde ihres Hauses in der ganzen alten Stärke und Reinheit zu erhalten. Jedes Nachgeben erscheint ihr als ein Vergehen an diesen, und diese Ansichten haben sich durch den Zustand der Halbblindheit, in dem sie sich, wie Ihnen bekannt, befindet, und durch die mit ihrem hohen Alter zusammenhängende erhöhte religiöse Richtung zu einer verknöcherten Schroffheit gesteigert, die keinen Widerspruch zu ertragen vermag!"

„Leider sagen Sie mir mit alledem im Grunde nur Bekanntes! Aber was ist zu thun?"

„Hören Sie mich zu Ende und hören Sie auch etwas Ihnen noch Unbekanntes. Der Herzog hat die Deputation der Bürger abgewiesen."

„Entsetzlich! Welch unabsehbares, unaufhaltsames Unheil wird daraus entstehen!"

„Nur zu wahr! Der Herzog schien von den Bürgern schon umgestimmt, er schien bereits ein Wort der Milde aussprechen zu wollen, als ein Billet der Herzogin Alles rückgängig machte. Ich kenne den Inhalt desselben, denn mir, ihrer vertrauten Schreiberin, hat sie es in die Feder dictirt. Es mag Ihnen genügen, wenn ich sage, daß er die ärgsten Besorgnisse rechtfertigt. Urtheilen Sie, welche Angst mich ergriff, als ich die meinem Herzen so sehr widerstrebenden Zeilen schreiben, als ich das unheilvolle Blatt aus den Händen geben

und selbst die Entscheidung, die ich verabscheue, herbeizuführen helfen mußte!"

„Ich fühle es in diesem Augenblick doppelt mit Ihnen!"

„Lange sah ich mich vergebens nach einem Mittel der Rettung um! Mir war wie einem, der, in einen Abgrund gestürzt, nun von den schroffen Wänden desselben umgeben ist und in vergeblichen Versuchen, daran emporzuklimmen, sich die Hände zerfleischt! Und geholfen mußte doch werden! Da mit einem Male — ich kann nicht sagen, wie ich darauf verfiel — stand das einzige Rettungsmittel hell vor mir da! Es galt, einen Einfluß zu finden, der dem der Herzogin, wenn er ihn auch nicht aufzuwiegen vermöchte, doch das Gegengewicht hielte und wenigstens die äußersten Möglichkeiten verhinderte. Solchen Einfluß kann nur der Erbprinz haben."

„In der That! Auch ich glaube, daß er der Mann dazu wäre, und habe seine Abwesenheit lebhaft bedauert."

„Deshalb war es mein einziges Sinnen, ihn herbeizubringen. Er mußte wissen, was hier vorgeht, aber nun begann die neue größere Schwierigkeit, wie ihn davon unterrichten! Am Hofe wußte ich Niemand, dem ich Vertrauen schenken konnte. Suchen durfte ich Nie-

mand, ohne meine Stellung und mich selbst preiszugeben. Ebenso wenig konnte ich mich mit der Hoffnung begnügen, daß der Prinz vielleicht durch öffentliche Nachrichten oder sonstwie Kunde des Geschehenden bekommen werde. Da, mitten in meiner ärgsten Rathlosigkeit, stand Ihr Bild vor meiner Seele. Ich wußte, daß Sie mein Vertrauen nicht zu täuschen im Stande wären, wenn wir uns auch seit Jahren nicht gesehen haben; sogleich war ich entschlossen, Sie aufzusuchen, und Dank dem Himmel, daß ich Sie gefunden!"

„Sie sollen sich auch in mir nicht betrogen haben, mein Fräulein. Bezeichnen Sie mir den Aufenthaltsort des Prinzen und ich eile, Ihre Befehle zu vollziehen!"

„Ich habe es mit Zuversicht erwartet, Sie so bereit zu finden. Der Prinz lebt jenseits unserer Grenzen auf dem Jagdschlosse, das er sich aus der ehemaligen Propstei St.-Wendelin eingerichtet hat. Eilen Sie zu ihm! Wenn er sich auch im Ganzen völlig zurückgezogen hält, so wird es doch Ihnen gelingen, sich Eingang zu verschaffen. Sie waren ja, wie man erzählt, früher in seiner Umgebung. Erzählen Sie, sagen Sie ihm Alles, bewegen Sie ihn, sogleich hierher zu kommen, und seien Sie meines lebhaften Dankes — doch was gilt der in solcher Sache! — seien Sie des Dankes von Millionen gewiß."

„Mich, mich lassen Sie Ihnen danken, Primitiva!" rief Friedrich und faßte begeistert die Hand der schönen Rednerin, deren Wangen von dem Widerschein einer schönen Erregung glühten. „Sie zeigen mir als erreichbar, was der stolzeste und kühnste Wunsch jedes Mannes ist. Ich reise noch in dieser Stunde, und seien Sie gewiß, wenn es irgend möglich, so erfülle ich Ihren Wunsch. Und wird mir dann erlaubt sein", fuhr er mit etwas gesenktem Tone fort, indem er einen zärtlich ehrerbietigen Kuß auf die schöne Hand drückte, die er hielt, „Ihnen meinen Erfolg berichten zu dürfen oder werden Sie wie bisher für mich unsichtbar und nicht vorhanden sein?"

„Sie sehen ein", erwiderte Primitiva, und in ihrer Stimme wurde wieder jenes weiche Zittern wahrnehmbar, das schon mehrmals in ihren Worten durchgeklungen hatte, „daß Niemand unser Einverständniß ahnen darf. Wir dürfen also in keine irgend wahrnehmbare Verbindung zu einander treten. Darum sagen wir uns in dieser Stunde wieder Lebewohl für immer, wenn uns nicht die Gewalt der Umstände ein Wiedersehen gestattet, so unvermuthet wie das heutige."

„Ich hoffe darauf."

„Hoffen Sie immer, wenn es Ihnen Freude macht. Doch wozu uns wiedersehen? Wann und wo es auch

wäre, wir würden uns als dieselben wiederfinden, und wären die Umstände noch zehnmal mehr von den heutigen verschieden, als es diese von jenen sind, da wir zum letzten Male zusammen waren. Wissen Sie noch? Es war auf dem Schlosse meines Vaters; Sie waren mit meinem Bruder den Herbst über da gewesen und sollten tags darauf miteinander wieder in die Stadt zu Ihren Studien abgehen. Die wenigen Monate täglichen Zusammenseins hatten das freundschaftliche Band, das Sie mit Karl vereinte, auch um mich geschlungen. Ich war die Dritte in Eurem Bunde, die Genossin Eurer Studien, die Gefährtin Eurer Pläne, die Pflegerin Eurer Ideale."

„O Primitiva", rief Führer im höchsten Grade erschüttert und bedeckte sein Antlitz mit den Händen, „welche Bilder rufen Sie vor mir herauf!"

„Es sind gute Genien, mein Freund!" antwortete diese und ihre Stimme zitterte hörbarer. „Wohl ist es vielfach anders gekommen, als wir dachten! Karl, der blühende, hoffnungsvolle Jüngling, ist dem schönen Vereine schon seit mehr als zehn Jahren durch den Tod entrissen, ich, damals schwach und leidend und wenig Hoffnung bietend, habe ihn in all seiner Kraft überlebt, und Sie —"

Primitiva hielt inne, denn die Bewegung Führer's

hatte einen solchen Grad erreicht, daß seine Pulse flogen und die Brust unter der Last der gewaltsamsten Athemzüge zu bersten drohte.

„Und ich", rief er nun, mit einem Male seinen Gefühlen Luft machend, „ich bin der unglücklichste aller Menschen! O Primitiva, diese Erinnerungen — o warum habe ich Sie nicht früher wiedergesehen!"

„Was sagen Sie!" rief Primitiva, indeß hohe Glut ihre Wangen überflog. „Nicht doch, Friedrich! Sie sind im Begriff, sich selber zu täuschen! Wer seine Pflicht getreu thut, kann der jemals unglücklich sein? Kann es ein Mann mit Ihrem Geiste? Erfüllen Sie getreu Ihre Pflicht und gehen Sie die betretene edle Bahn weiter. Denken Sie", rief sie und erhob sich, ihm mit unbeschreiblichem Ausdruck ins Auge sehend, „daß ja der Geist keine Grenzen hat, daß das Bewußtsein schönere Schätze bietet, als man besitzen kann! Denken Sie, daß ein Heiligthum entweiht würde, wenn es ausgesprochen würde — und vergessen Sie meiner nicht!"

Friedrich fühlte einen innigen, flüchtigen Kuß auf seiner Wange, aber ehe er ein Wort der Erwiderung finden konnte, war das Fräulein verschwunden und die Bäume des Gärtchens, von einem raschen Windstoß bewegt, rauschten über seinem einsamen Haupte.

In tiefes Sinnen versenkt und doch in unverkenn-

barer Bewegung traf ihn Riedl, der fast unmittelbar nach Primitiva's Entfernung unter der Thür erschienen war und der Davoneilenden befremdet durch den Hausgang nachsah.

„Sieh doch!" rief er. „Ich will meine guten Augen verwetten, wenn das nicht die Figur war, die uns vorhin behorchte. Und zudem müßte ich mich sehr irren, wenn das, nach dem Gange zu urtheilen, nicht ein verkleidetes Frauenzimmer ist!"

„Was fällt Dir ein!" entgegnete Führer in sichtbarer Verwirrung.

„Ei, Du bist auch ganz erhitzt und außer Dir! Das begreife ich in der That nicht! Du, ein Muster guter Sitte und solch ein Abenteuer in den Bräutigamstagen?"

„Ich sage Dir, Du irrst!" widerholte Friedrich. „Wie käme ich dazu! Es war —"

„Nun, laß nur", wandte Riedl lachend ein. „Es ist gut, daß Dich nicht Deine Braut so überrascht hat, Du würdest Dein Examen herzlich schlecht bestanden haben."

„Aber ich versichere Dir —"

„Bemühe Dich nicht. So viel ist mir klar, daß nach dieser Seite hin der Life-Preserver überflüssig war."

„Nun denn, ja, ich will es Dir gestehen, es ist mir etwas Außerordentliches begegnet, aber ich muß schweigen darüber.“

„In der That? Nun, Du bist dann wohl auch nicht in der Laune, unser Gespräch von vorhin fortzusetzen?“

„Du hast Recht. Auch fehlt es mir an Zeit — ich muß diese Stunde noch verreisen.“

„Wie, so plötzlich? Und ohne daß man wissen darf, wohin?“

„Es ist nicht mein Geheimniß allein, darum entschuldige —“

Riedl sah Führer, der ihm gegenüber stand, einen Moment durchdringend ins Gesicht. „Du weißt“, sagte er dann, „ich kann die Geheimnißkrämerei nicht leiden, am allerwenigsten bei Freunden. Drum sage ich Dir geradezu, Du bist Herr Deiner Handlungen, aber ich verhehle Dir nicht, daß ich in der vermummten Person eine Dame vom Hofe zu erkennen glaubte.“

„Nimmermehr! Wie kommst Du darauf?“ entgegnete Friedrich verwirrt.

„Deine Verneinung überzeugt mich, daß ich recht vermuthet habe. Sei übrigens unbesorgt, ich kann schweigen — aber was muß ich von Dir glauben? Junge, wenn ich denken müßte, daß Du Dich in Kabalen einlassen, daß Du Dich erniedrigen könntest —

bei meiner Ehre, so lieb ich Dich habe, es wäre aus mit uns beiden!“

„Sei deshalb außer Sorgen“, rief Führer. „Ich bin bald zurück und ich denke, Du sollst mit mir zufrieden sein!“

„Gott gebe, daß es so sei, und erspare mir den Schmerz, auch Dich zu den Verlorenen werfen zu müssen!“

Er wollte noch mehr hinzufügen, als es auf den benachbarten Thürmen die neunte Stunde zu schlagen begann. Unwillkürlich hielten beide lauschend den Athem an und zählten die entscheidenden Schläge. Mit dem letzten erhob sich ein ferner, immer stärker anschwellender Trommelwirbel, mit dem Brausen unzähliger Stimmen vermischt.

„Es schlägt“, sagte Riedl nach kleiner Pause, dem Freunde die Hand schüttelnd. „Bis neun Uhr sollte auf die Rückkehr der Deputation gewartet werden — die Zeit ist um. Laß nun Jeden seinen Weg gehen und sehen, wohin er führt!“

Damit eilten beide Männer in den wachsenden Tumult hinaus. Im Weggehen blieb Friedrich's Auge, da er auf die Stelle seines Zusammentreffens mit Primitiva zurücksah, an einem glänzenden Gegenstand haften, der hart daneben am Boden lag. Hinzutretend

erkannte er, daß es eine blaßrothe Bandschleife war, die Primitiva entfallen sein mußte. Einen Augenblick betrachtete er sie mit nachdenklichem Blick, schob sie dann rasch und wie mechanisch in den Busen und eilte Riedl nach.

Einige Sekunden später warfen auch die Spieler die Karten hin und erhoben sich.

„Hast Du gehört", sagte der eine mit heiserem Lachen, während sie durch den Hausgang schlüpften, „die Zeit ist da! Wir wollen auch unsern Weg gehen, wir wissen doch wenigstens, wohin er führt."

Viertes Kapitel.

Auf der Barrikade.

Das Kaffeehaus an der Ecke des St.-Jakobs-Platzes war in friedlichen Tagen der Versammlungsort der kaufmännischen sowie der männlichen eleganten Welt. Während jene manches nicht unbedeutende Geschäft in anscheinend gleichgültigem Verkehr abmachte, brachte diese einen Theil ihrer reichlichen Muße zwischen den Journalen und der Besprechung ihrer Vergnügungen hin. Im Laufe des Tages jedoch hatte der Ort eine ganz veränderte Gestalt angenommen. Die schönen, stattlichen Räume waren in eine Art von Hauptquartier verwandelt, wo sich die Häupter und Wortführer der Unzufriedenen zusammenfanden. Noch trug aber die Versammlung nicht jenen kriegerischen Ausdruck, wel-

chen die Straßengruppen an den schon geschilderten Punkten darboten. Hier war noch nichts von Waffen wahrnehmbar, dafür wurde desto lauter gesprochen und für und wider verhandelt. Es war der wohlhabendere Theil der Bürgerschaft, der sich hier versammelt hatte. Deshalb waren die Meisten, wenn auch nicht minder unzufrieden als die ärmern, sogenannten arbeitenden Schichten der Bevölkerung, ihres Besitzes und Erwerbs wegen zu Vergleichen erbötig, alle aber jedem Aeußersten abgeneigt, durch welches ihre Interessen, wenn auch nur für kurze Zeit, in Frage gestellt werden konnten.

Im Verlauf des Nachmittags und mit dem Vorrücken des Abends war die Versammlung immer zahlreicher und lebhafter geworden. Namentlich saß an einem runden Tisch, auf dem ziemlich viele geleerte Weinflaschen standen, eine sehr laute Gruppe zusammen.

„Ihr werdet es doch sehen, daß ich Recht habe!“ rief ein großer, breitschulteriger und etwas vierschrötiger Mann mit breitem, weinrothem Gesicht, indem er auf den Tisch schlug, daß die Gläser klirrten. „Die Deputation wird im Schloß gefangen gehalten, sonst müßte sie lange zurücksein! Während wir in aller Schafsgeduld hier warten, sind die armen Teufel schon lange unterwegs nach der Festung!“

„Ei was!“ entgegnete eine kleine, untersetzte Figur von behäbigem Aussehen. „Man ist es von Ihnen schon gewohnt, Herr Gerbel, daß Sie Alles übertreiben! Warum soll der Deputation ein Leid geschehen? Es ist ja nichts Unrechtes, was sie thun, sondern vielmehr dankenswerth, daß sie in den sauern Apfel gebissen haben. Man wird eben mit derlei Dingen nicht so schnell fertig, wie man eine Drehscheibe umlaufen läßt. Darum und aus keinem andern Grunde sind sie noch nicht da.“

„Strengen Sie Ihren Witz nicht zu sehr an“, erwiderte Gerbel gereizt. „Sie sollten besser damit haushalten, denn hinterm Ladentisch werden Sie ihn so gut brauchen wie ich an der Drehbank! Verstanden?“

Der kleine Mann wollte etwas erwidern, wurde aber durch eine feine, fast quiekende Stimme unterbrochen, welche sich ins Gespräch mischte. „Es ist immer traurig“, sagte der Mann, dem sie angehörte, in salbungsreichem Ton, „wenn es zu solchen Auftritten kommt! Die Deputation ist so gut eine Auflehnung gegen den Willen unseres gnädigen Herrn als die Zusammenrottung des gottlosen Pöbels da unten! Die neue Steuer ist eine uns von Gott auferlegte Prüfung, die wir als gute Unterthanen in christlicher Geduld hätten tragen sollen!“

„Ei sieh, der Herr Sparberger sind auch hier!“ rief

Gerbel mit grobem, spöttischem Ton. „Das ist ja eine wahre Seltenheit! Sie haben ganz Recht, wir hätten nicht mucksen und lieber hungern sollen, aber ein rechtes Verdienst könnten Sie sich erst erwerben, wenn Sie hinuntergingen und das auch dem gottlosen Pöbel da unten begreiflich machen wollten. Ich bin überzeugt, es würde eine schlagende Wirkung hervorbringen!"

Die sprechende Geberde, mit welcher Gerbel seine Worte begleitete, rief ein allgemeines Gelächter hervor, in welches der Gegenstand desselben mit widerwärtigem Grinsen einstimmte.

„Lachen Sie nur, meine Herren", hüstelte er, „lachen Sie nur! Es ist doch wahr, und es gehe, wie es gehen mag, so werden wir alle empfindlich genug spüren, was es heißt, wenn die Geschäfte stocken!"

„Ja, davon kann freilich Niemand besser reden als Sie", sagte in ruhigem Tone ein gesetzter, schlicht gekleideter Mann, der bisher schweigend zugehört hatte.

Da der Angeredete sich wie fragend nach dem Redenden umsah, fuhr dieser fort: „Sehen Sie mich immer an, Herr Nachbar. Der Unterschied zwischen uns und Ihnen ist nur der, daß unser Geschäft stockt, wenn die neue Steuer bleibt, das Ihrige aber, wenn sie wieder aufgehoben wird."

„Wie meint Ihr das?" fragte Sparberger, indem

er geringschätzig auf die Hand des Redenden blickte, die ihm dieser, wie zutraulich, auf den Arm gelegt hatte und deren Aussehen von fleißiger Handhabung des Pechdrahts zeugte.

„Verstehen Sie mich nicht?“ fragte der Schuster entgegen. „Es ist doch deutlich genug. Ich meine nur, Sie haben schon auf die neue Steuer speculirt.“

„Das ist eine Lüge, eine niederträchtige Verleumdung!“ rief der Kleine und bemühte sich, das Aussehen des Gekränkten zu haben.

„Schwerenoth!“ rief der Schuster entgegen und faßte den Arm des Kleinen noch fester. „Der Meister Rempelmann lügt nie, das können Sie sich merken! Habe ich nicht selbst gesehen, daß die letzten Tage her Wagen um Wagen, schwer beladen mit Eiern, Mehl, Butter und was weiß ich, an Ihrem Garten hielten und abgeleert wurden? Wollen Sie leugnen, daß Sie von der neuen Steuer schon Wind gehabt und darum noch schnell recht viel unverzollt hereingebracht haben, um dann den Zoll draufschlagen und ein schönes Profitchen machen zu können? Können Sie das leugnen?“

Der Speculant war durch diesen Vorwurf sichtbar betreten und ängstlich. Die Zahl der Umstehenden hatte sich vermehrt und er konnte aus deren Mienen unschwer abnehmen, wie sie die Mittheilung des Schusters auf-

nahmen. Er schien es daher für gerathen zu halten, das Weite zu suchen. „Auf derlei dummes Gerede“, rief er, den Hut in die Augen drückend, „gebe ich gar keine Antwort. Aber vor Gericht werde ich Ihn zu finden wissen, Meister! Ich werde Ihn zu finden wissen!“

Damit hatte er sich die Gelegenheit ersehen und war durch eine Lücke unter den Umstehenden entschlüpft.

„Soll mich freuen!“ rief ihm der Schuster zornig nach. „Schlechter Kerl das! Verdreht bei jedem dritten Wort die Augen vor Frömmigkeit und speculirt doch auf die Noth und den Hunger seiner Mitbürger. Dem wollt' ich einmal eine kleine Lection gönnen!“

„Aber davon abgesehen, hat er doch nicht ganz Unrecht“, bemerkte der kleine behäbige Krämer. „Das Stocken der Geschäfte —“

„Lassen Sie mich damit in Ruhe!“ rief der Schuster barsch. „Das Gered' ist nicht weit her; die Katze springt immer auf die alten Füße. Bleibt die Steuer und wird das Leder wie Alles theurer, so kann ich freilich auf die Stiefel schlagen, man wird drum nicht barfuß gehen! Aber es hält Alles zurück und wer nichts zuzusetzen hat, der schnappt auf. Ob also das Geschäft so stockt oder wegen der paar unruhigen Tage, das ist gleich; und wenn's denn mal zu Grunde ge-

gangen sein muß, so will ich lieber beißen und mich todtschlagen lassen, als wie vor Hunger an der Kette crepiren!"

Das Gemurmel der Anwesenden schien dem Sprecher beizustimmen. Eben war Gerbel im Begriff, wieder das Wort zu nehmen, als von der Straße herauf wachsendes Geschrei ertönte.

Alles drängte sich zu den Fenstern und der Ruf: „Sie kommen! Sie kommen!" wälzte sich tausendstimmig über den Massen hin.

Wirklich schritten die abgeordneten Bürger, von der brausenden Volksmenge umdrängt, langsam und ernst die Straße herab dem Kaffeehause zu.

Dort angelangt erzählten sie den Verlauf ihrer Bemühung und der Unterredung mit dem Herzog. Der Eindruck dieser schlimmen Nachricht war ein vernichtender. Alles hatte mehr oder minder bestimmt und laut von der bekannten Güte des Herzogs Abstellung der Beschwerde und damit die Rückkehr der Ruhe erwartet. Das war nun mit einem Male abgeschnitten und nichts übrig geblieben als die Wahl zwischen drückender und unerträglicher Unterwerfung unter ein unheilvolles Loos und dem nicht minder entsetzlichen äußersten Hülfsmittel der Gewalt. Die Ruhigern standen mit bleichen, erwartungsvollen Gesichtern da, während Viele, die nur

die Entscheidung abgewartet hatten, in ihre Häuser und Wohnungen eilten, um im Kreise der Ihrigen das Unvermeidliche zu erwarten. Die Lebhaftern brachen in Ausrufungen der Betrübniß oder Entrüstung aus, je nachdem gemäß dem Charakter eines Jeden der Unmuth oder die Besonnenheit das Uebergewicht gewonnen hatte. Niemand vermochte zu einem bestimmten Entschlusse zu kommen, Niemand wagte das entscheidende Wort zu sprechen, den unwiderruflichen ersten Anstoß zu geben.

Das unabläßige Rufen des auf der Straße und dem Jakobsplatze zusammengedrängten Volks nöthigte endlich Kaufmann Rund, als Sprecher der Deputation, an das geöffnete Fenster zu treten.

Bei seinem Erscheinen trat Stille ein.

„Mitbürger", rief er mit schwankender Stimme, „Seine Durchlaucht haben Eure und unsere Bitte nicht erhört —"

So plötzlich, als zuvor Stille geworden war, wurde der Redner von einem allgemeinen Aufschrei der Wuth unterbrochen, der heulend wie das sturmgepeitschte Meer an den dunkelnden Himmel emporschlug.

Auf einen Wink des Redners legte sich der Aufruhr der Stimmen allmälig so weit, daß verstanden werden konnte, was er sprach.

„Seine Durchlaucht", fuhr er fort, „haben befohlen, daß sich Alles ruhig verhalten und alle Zusammenrottungen sogleich zerstreut werden sollen, sonst —"

Neuer steigender Lärm unterbrach Rund wiederholt bei diesen Worten. Zugleich wurde er von einem hinter ihm Stehenden vom Fenster gedrängt. Es war der Dreher Gerbel, der mit rothglühendem Antlitz statt seiner vortrat. „Mitbürger", schrie er mit einer Stimme, die dröhnend über das Getöse hinaus erscholl, „wollt Ihr nachgeben und verhungern oder Euch das Brod, das man Euch in Güte nicht gibt, mit Gewalt nehmen?"

„Nicht nachgeben! Gewalt!" war die augenblickliche, einstimmige Antwort.

„Nun denn", schrie Gerbel wieder, „so folgt mir zum Zeughause!"

Die Feder und das Wort sind unvermögend, nur annähernd das tobende Gebrüll der entfesselten Masse zu schildern, das diese Aufforderung begleitete. Es war ein Ton, den man gehört haben muß, um ihn nie wieder vergessen zu können.

Im nächsten Momente war die Masse schon in wilder, rennender Bewegung, dem Zeughause zu. Gerbel, der rasch die Stiege hinabgeeilt war, befand sich, immer schreiend und aneifernd, unter den Vordersten.

Die Zurückgebliebenen sahen sich mit ernsten Blicken an und trennten sich mit schweren Herzen. Unvermögend, das rollende Rad aufzuhalten, blieb nur übrig, dem Kommenden mit Fassung entgegenzugehen.

Wenige Minuten später tönte Sturmgeläute, und heftiges Gewehrfeuer nach verschiedenen Richtungen hin ließ keinen Zweifel übrig, daß die ehernen, blutigen Würfel des Bürgerkriegs bereits gefallen waren.

Inzwischen hatte auch der St.-Jakobsplatz sowie das dort errichtete Bollwerk eine etwas veränderte Gestalt angenommen. Der schreckliche Ernst der Entwickelung hatte einen großen Theil der Volksmenge, der aus Furchtsamen und Neugierigen bestand, verscheucht. Nur die Entschlossenen hatten ausgehalten und die bewaffnete Besatzung um ein Beträchtliches vermehrt.

Die Hauptgruppe um die Fahne war dieselbe geblieben, nur eine weibliche Gestalt hatte sich dazu gesellt und stand, wiewohl unbewaffnet, in den Reihen der Männer, welche mit geladenen Gewehren die Vorderseite des Bollwerks besetzt hielten, um dasselbe gegen den bevorstehenden Angriff zu vertheidigen.

„Seht nach den Schlössern", rief Windreuter, „und macht die Munition zurecht! Hört Ihr, wie's drüben gegen den Markt und gegen das Brückenthor zu kracht? Ich denke, sie werden uns bald auch einen Besuch

machen, aber wir wollen sie mit einem Feuer empfangen, das es ihnen verleiden soll!"

„Wir sind alle schußfertig", entgegnete Hahn, „und an Kugeln fehlt's so wenig als an Courage. Aber nach dem Schießen zu urtheilen geht's da drüben scharf her. Wie wär's, wenn einer hinüberliefe, um nachzusehen, ob die Unsern etwa Hülfe brauchen?"

„Sie haben's mit einem Theil der Garde zu thun; das sind Ausländer, die sich nichts daraus machen, auf uns zu schießen", antwortete Windreuter, welcher gleich einem Offizier hinter den Bewaffneten auf und ab ging. „Es könnte nicht schaden, wenn man wüßte, wie es dort steht; aber es wird nicht durchzukommen sein!"

„Sorg' nicht", rief Hahn, „ich bin hin und zurück, eh' Du's denkst. Wenn's sein muß, geht über die Dächer auch ein Weg."

Damit eilte er hastig hinab und davon. Zugleich kam von der innern Seite her ein Mann mit eilfertigem, sichtbar von der Furcht beflügeltem Schritt heran.

„Seh' ich denn recht?" rief ihm der Student, welcher dem Ankommenden zunächst stand, entgegen. „Ihr seid's, Meister Will? Euch hätte ich nicht hier gesucht! Aber kommt nur her und stellt Euch neben mich. Nehmt die Muskete auf, die dort lehnt, sie ist schon geladen!"

Der Angeredete war indeß fast athemlos herange-

kommen. „Gott sei Dank", keuchte er, „daß ich eine bekannte Seele finde! Bleiben Sie mir aber mit Ihrem Gewehr vom Leib, das ist meines Amts nicht. Sie sollten auch da fort und heim gehen, Herr Wilhelm. Wenn das Ihre Mutter wüßte! Die gute Alte sitzt daheim, ich hab' es eben gesehen, und weint sich in ihrem Stübchen beinah die Augen aus um Sie! Wenn sie erst wüßte —"

„Ihr müßt mir versprechen", antwortete der Student, „daß Ihr ihr nicht sagt, wo Ihr mich gefunden habt. Sie würde sich nur unnütz ängstigen, und ich kann es ihr doch bei Gott nicht ersparen, und wenn mich die erste Kugel träfe!"

„Ach, Gott bewahre jeden Christenmenschen in Gnaden!" erwiderte Meister Will, indem sein blasses Gesicht noch mehr erbleichte und ihm die Zähne zusammenschlugen. „Hören Sie nur das greuliche Schießen! Ich vergesse vor Schreck fast, was ich gewollt habe. Haben Sie denn meine Schwester, die Cilly, nicht gesehen? Sie ist auch fort und hat den Buben mitgenommen. Denken Sie nur, in einer solchen Nacht! Wie leicht könnte ihr ein Unglück zustoßen!"

„Eure Schwester?" fragte lächelnd der Student. „Ja, die könnte Euch wohl von dem Muth, den sie hat, abgeben. Da seht hin!" Damit zeigte er gegen

die Mitte des Bollwerks, wo Cilly hoch aufgerichtet stand und eine Muskete lud.

„Cilly!“ rief der vor Furcht und Entsetzen starr gewordene Meister. „Da steht sie wahrhaftig mitten drunter und noch dazu mit einem Gewehr! Schwester, komm doch her zu mir, komm mit nach Hause!“

Auf den Zuruf wandte die Angeredete ihr Gesicht dem Sprechenden zu und ein Lächeln flog über ihre Züge, das, wenn es auch den vorherrschenden Charakter des Spottes hatte, dieselben dennoch so sehr erweichte und milderte, daß die Zerstörung einer solchen Bildung doppelt bedauerlich erschien. Sie stellte die Flinte beiseite und trat näher.

„Was willst Du, Friedel?“ fragte sie.

„Was werd' ich wollen als Dich und den Buben?“ entgegnete dieser. „Wie kannst Du nur in einer solchen Nacht Dich aussetzen und den Buben dazu? Komm mit nach Hause. Auf einem Umweg können wir noch hin!“

„Ich geh' nicht, Friedel“, antwortete Cilly, und auf ihrem Gesicht lag wieder die frühere unheimliche Kälte; aus den Augen funkelte wieder der Haß, den sie sonst auszudrücken gewohnt waren. „Mir geschieht nichts und dem Buben auch nicht. Wir sind arme, schlechte Leute, die haben nichts zu fürchten. Heut geht's über das

vornehme Gesindel her, das uns immer behandelt hat wie den Koth an seinen Schuhen. Da muß ich vor allen dabei sein!“

„Das hab' ich wohl erwartet, daß ich bei Dir nichts ausrichten werde“, seufzte der Mann. „So gib mir wenigstens den Buben mit. Was soll das arme Kind mitten in den Gefahren! Denke nur, wenn ihm ein Leid geschähe!“

„Es könnte nicht schaden“, erwiderte Cilly noch finsterer und bitterer als zuvor, „wenn er bei Zeiten damit anfinge, denn es steht ihm doch nichts als Leid bevor; aber wenn er will, so nimm ihn! Richard!“ rief sie gegen das Feuer gewendet, an welchem der Knabe saß und eben mit der einen Hand einen Brand in dasselbe schob, während die andere ein Stück Brod hielt, an dem er eifrig kaute. „Richard, komm einmal her!“

Der Knabe hob den Kopf, nickte, ohne einen Laut zu erwidern, und fuhr wieder in seiner Beschäftigung fort.

Inzwischen war Windreuter zu den Redenden herangetreten und hatte das Gespräch zum Theil mit angehört. „Seht mir doch einer“, rief er jetzt lachend, „was der Bengel für einen vornehmen Namen hat! Wäre Hans oder Kaspar etwa zu schlecht gewesen für ihn?“

Cilly's Auge sprühte. „Das will ich Dir wohl sagen, Alter", rief sie mit unterdrückter, fast wuthzitternder Stimme. „Wenn's Dich kümmert, so will ich Dir sagen, daß er ein Bankert ist von einem vornehmen Herrn! Der hat sich aber weggeleugnet von ihm und so hab' ich ihm den Namen gegeben, damit er doch einmal nicht sagen muß, er habe gar nichts von seinem Vater bekommen!"

„Pfui doch", rief der Weber, „wer wird von seinem eigenen Fleisch und Blut in solchen Ausdrücken reden!"

„Und ist er mehr als ein Bankert?" rief Cilly entgegen. „Ich war ein braves, ordentliches Mädchen; ich verstand meine Arbeit, die Leute sagten, ich sei schön gewesen, und hätt' wohl auch unterkommen und mich ehrlich versorgen können, wie so viele andere. Aber da der elende Mensch, der mich beschwatzt und verlockt hatte, mich verleugnete und sagte, er habe mich nie gesehen, wo hatte ich dann mein Kind her? Er hat mich zu einer Dirne gemacht, und was ist mein Kind dann mehr, als von der Gasse aufgelesen?"

Cilly's Busen flog, von innerem Krampfe geschüttelt. Der Weber hatte eine Thräne im Auge. „Ja", sagte er, „Gott verzeihe es ihm, was er an Dir gethan hat; es wird ihm auch keine Rosen bringen!"

„Aber wie ist das nur möglich gewesen?" fragte

Windreuter, dessen Theilnahme erregt worden war. „Konntet Ihr nicht Hülfe suchen bei Gericht und beweisen —"

„Beweisen?" lachte Cilly mit gellendem Ton. „Wo hätt' ich den Beweis hernehmen sollen? Er war ein vornehmer Herr, ich ein armes, gemeines Mädchen. Er sagte mir immer, es vertrüge sich mit seinem Stande nicht, daß er anders als bei Nacht und in andern Kleidern zu mir komme, und ich war ehrlich und verliebt genug, ihm zu glauben. Briefe hatt' ich auch nicht; was hätt' er einem Geschöpf wie mir schreiben sollen? Drum hieß es bei Gericht, er müsse schwören, daß er mich nicht kenne, daß er — und", setzte sie nach kleiner Pause mit Anstrengung hinzu, „er hat geschworen." Cilly schwieg erschöpft, ebenso die Uebrigen. Der Weber ging hinab, um den Knaben, der noch immer nicht kommen wollte, herbeizuholen.

„Und wer war denn der —" fragte Windreuter.

„Baron Bergdorf", antwortete Cilly leise.

„Was? Der Sohn meines alten Rittmeisters? Der Lieutenant, den ich als Knaben so oft auf den Gaul hob und reiten ließ? Ei, so hol' doch der Teufel Alles miteinander, wenn man gar keinem Menschen mehr trauen darf!"

Unwillig wandte sich der Alte ab und ging an sei-

nen vorigen Posten, während Weber Will mit Richard an der Hand herzukam.

„Ich will bei Dir bleiben, Mutter", rief der Knabe. „Ich mag nicht nach Haus."

„Du wirst ihm doch den Willen nicht thun, Cilly!" entgegnete der Weber. „Befiehl ihm, daß er mit mir geht! Es ist ja doch hier kein Ort für Kinder."

„Ich will aber hier bleiben!" schrie der Knabe wieder. „Wo die Mutter ist, will ich auch sein."

Cilly schien einen Augenblick zu schwanken. „Geh mit dem Bruder, Richard", sagte sie dann. „Es ist doch besser. Ich komme vielleicht bald nach. Ich will's haben!" fügte sie noch bestimmter hinzu, als der Knabe noch eine Einwendung machen wollte, und auf dies reichte er dem Weber willig die Hand und ließ sich von ihm auf den ebenen Boden hinunterleiten.

„Komm doch auch herunter, Cilly", rief der Weber der ihnen Nachsehenden zu. „Es wäre sicher besser. Du wirst sehen, daß Dir ein Unglück geschieht."

Da die Aufforderung unbeantwortet blieb und Cilly ihm trotzig den Rücken zuwendete, schritt der furchtsame Mann eilends mit seinem Schützling durch die Nacht hin. „Es war die höchste Zeit", rief er für sich aus, „denn wenn mich nicht die Nacht betrügt, blinken dort schon Bajonette die Straße herunter."

In diesem Augenblick entstand Lärm an der entgegengesetzten Seite des Platzes. Windreuter, dessen Befehlen Alles stillschweigend ohne Verabredung gehorchte, eilte hinzu und begegnete einem Trupp Bewaffneter, welche einen gut gekleideten, schon ziemlich bejahrten Bauersmann umringten und festhielten.

„Den Bauer da", rief Huber dem Eilenden entgegen, „haben wir eben auf der That erwischt, wie er einen Wagen aus der Barrikade herauszuziehen versuchte. Was thun wir mit ihm?"

„Das ist nicht wahr", rief der Bauer, „und Ihr braucht mich nicht so zu halten, ich laufe Euch nicht davon. Man hat mir heute, wie ich hereingefahren bin, meinen Wagen mit Allem, was darauf war, weggenommen. Nun, die paar Säcke kann ich verschmerzen, aber den Wagen nicht, und drum hab' ich nachgesehen, ob ich ihn noch brauchen kann, wenn die Geschichte vorbei ist und das Ding da abgetragen wird! Das ist Alles!"

„Deinen Wagen kannst Du jetzt nicht haben", erwiderte Windreuter rasch, „und da hinter unserm Rücken kannst Du auch nicht bleiben. Also marsch mit uns in Gottes Namen da hinauf und ein Gewehr in die Hand genommen. Hört Ihr die Trommeln? Sie kommen schon!"

Der Bauer folgte seinen Führern ohne Widerstreben, ließ sich ein Gewehr in die Hand geben und in die Reihe der Kämpfenden stellen. Windreuter eilte auf und ab und ermunterte dieselben, indeß der Trommelschall immer näher rückte. „In die vordere Reihe", rief er, „wer gut trifft! Die Andern laden! Schießt nicht blind drauf los, wenn's dazu kommt, sondern nehmt Euern Mann fest aufs Korn!"

Jetzt schwenkte der Zug der Soldaten um die Ecke und hielt, kaum dreißig Schritte davon, der Barrikade gegenüber.

Auf einen kurzen Trommelwirbel folgte lautlose Stille. Der Offizier trat vor und rief: „Im Namen Seiner Durchlaucht! Zieht Euch zurück, bis ich drei zähle, oder ich lasse angreifen!"

„Fertig! Hoch an!" commandirte Windreuter statt der Antwort und im Augenblick waren etwa hundert Gewehrmündungen gegen die ungleich schwächere Mannschaft gerichtet.

Das tödtliche Wort, das dieselben entladen sollte, wurde jedoch noch aufgehalten. Der Bauer rief dem einen der Soldaten, welcher ihm am Flügel gegenüber und so nahe stand, daß er ihn erkennen konnte, mit lauter Stimme zu: „Peter, bist Du's denn? Du wirst doch nicht auf Deinen Vater schießen?"

Der Soldat, an den der Zuruf gerichtet war und der bereits ebenfalls mit der Muskete im Anschlage lag, stutzte und ließ dieselbe sinken.

„Was thust Du, Kerl?“ rief der hinzuspringende Offizier. „Hinauf mit dem Gewehr und Deine Schuldigkeit gethan!“

„Aber, Herr Lieutenant“, stammelte der bestürzte Soldat, „mein Vater —“

„Was da“, rief dieser, „im Dienst hast Du keinen Vater, und vollends unter den Schurken da droben! Gewehr an, oder —“

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen“, erwiderte der Soldat, indem er das Gewehr beim Fuß nahm, „ich thu' es nicht!“

„So crepir', Du Hund!“ rief jener wieder und stürzte mit dem Degen auf ihn zu. Im Moment jedoch hatten die neben demselben Stehenden die Gewehre gekreuzt, ihn zu schützen, während ein unwilliges Murren der Uebrigen deren Stimmung erkennen ließ.

Ehe der Offizier Zeit zur Entgegnung fand, hatte Windreuter die günstige Wendung bereits bemerkt und rief den Zaudernden zu: „Recht so, Kameraden! Könnt Ihr auf uns schießen? Sind wir nicht als Landsleute alle Brüder? Kommt zu uns herüber! Wir wollen ja nichts als Aufhebung der neuen Steuer! Kommt!“

Einige Sekunden noch zauderten die Soldaten, als aber der Sohn des Bauers das Gewehr wegwarf und seinem Vater zueilte, da rasselten die meisten der Musketen gleichfalls zur Erde und der Offizier stand mit einigen wenigen, die dem Fahneneide treu geblieben, allein. „Meineidige Schurken!“ rief er ihnen nach und zog sich, indessen drüben die Ankommenden mit lautem Zuruf und lebhaften Umarmungen empfangen wurden, auf die neu anrückende Colonne zurück.

„Nun gilt's!“ rief Windreuter. „Das sind Garden! Die besinnen sich nicht, zu schießen! Wir wollen Ihnen zuvorkommen! Gebt Feuer!“

Die Wirkung der Salve auf die sich eben entfaltenden Reihen war fürchterlich. Viele stürzten, aber die Lücken waren augenblicklich geschlossen und ein nicht minder gut gezielter Gegengruß trug den Tod auch unter die ungeübten Kämpfer herüber.

Der Student war unter den Fallenden. Der Schlag der Kugel, die ihn mitten ins Herz traf, schnellte ihn hoch empor, dann stürzte er rücklings auf das Pflaster hinab und blieb regungslos liegen. Das blonde, lockige Haar rollte über die Steine hin und tauchte sich in Blut, aber die Züge des Todten waren heiter und freundlich wie im Leben.

„Ho“, rief Windreuter, der ihn stürzen sah, „das

junge Blut hat auch nicht gedacht, daß das der fröhliche Ausgang sein werde, von dem er sprach! Aber sie zielen besser, als ich dachte! Immer drauf! Laßt sie nicht zu Athem kommen! Für Jeden von uns zwanzig von ihnen!"

Das Feuer wurde von beiden Seiten lebhaft unterhalten, bis ein paar gutgezielte Schüsse den Anführer der Truppen niederstreckten. Augenblicklich trat ein anderer an die Stelle. Es war ein junger Mann von auffallend schöner Gestalt und kriegerischer Haltung. Er gab seine Befehle mit kaltblütigem, ruhigem Ernst, und es hatte den Anschein, als ob die Soldaten durch seine Persönlichkeit aufs neue angefeuert würden.

Cilly hatte bis jetzt von einer erhöhten Stelle aus, wo sie gleichwohl vor den Kugeln durch einen starken eichenen Thorflügel, welcher etwas emporragte, gedeckt war, in zusammengekauerter Stellung dem Kampfe unverwandten Blicks zugesehen. In dem Tumult und Geschrei blieb sie vollständig unbeachtet. Die Züge streng, die Farbe bleich, die Augen starr, lauschte sie, halb vorgebeugt, mit angehaltenem Athem, als wäre das Vorgehende ein bloßes Schauspiel, dessen spannende Entwickelung sie abwarte.

Als jedoch der junge Offizier an die Stelle des gefallenen vortrat, ging in ihrem ganzen Wesen plötz-

lich eine völlige Veränderung vor. Die Züge des Gesichts spannten sich wie krampfhaft, ein dunkles, fieberhaftes Roth flog darüber hin und aus den Augen, obwohl sie unbeweglich auf einen Punkt gerichtet blieben, funkelte ein unheimliches Leben. Immer kürzer, immer tiefer gingen ihre Athemzüge und ein fieberhaftes Zucken flog über den ganzen Körper. Ihr selbst unbewußt bewegten sich die Lippen. „Er ist's", murmelte sie so leise und mit einem Tone, als wenn sie gehört zu werden fürchtete. „Er ist's!" Ein paar Sekunden verharrte sie in diesem Zustande, dann sprang sie, wie von einer Feder geschnellt, empor. Aufgerichtet fuhr sie sich mit der Hand über die Stirn, wie Jemand zu thun pflegt, der aus einem Traum rasch zum Bewußtsein erwacht. Ihr Auge suchte ungewiß und unstät umher und blieb zuletzt auf der Jagdflinte des Studenten haften, welche diesem im Sturze entfallen und an einer Balkenspitze hängen geblieben war. „Der braucht dich nicht mehr", murmelte sie wieder wie zuvor, indem sie hastig die Flinte emporriß. „Ich nehme das Erbstück und will damit heimzahlen." Damit hatte sie die Flinte angelegt und losgedrückt. Nach dem Schusse ließ sie dieselbe achtlos niedergleiten und blickte mit erhöhter Spannung in das Gewühl, um dessen Erfolg zu erspähen.

Der Dämon der Rache hatte ihre ungeübte und unsichere Hand nur zu gut gelenkt!

Der Getroffene schwankte, aber die Kraft seines Körpers hielt ihn noch einen Augenbkick aufrecht. Wie instinktmäßig wandte sich sein dunkler werdendes Auge nach der Gegend, aus welcher der Schuß gefallen war — er sah Cilly, einer Statue gleich, auf der Barrikade stehen und nach ihm herüberstarren — er erkannte sie — ein tiefer, tödtlicher Seufzer entrang sich der verwundeten Brust und zusammenbrechend stürzte er zu den Todten nieder.

Ein wilder, gellender Aufschrei begleitete seinen Fall. Er kam von Cilly, welche zugleich mit ihm in die Kniee und zu Boden sank und, gleich als ob nun ein Bann, der auf ihr gelegen, gelöst und von ihr genommen wäre, die beiden Hände vor das Gesicht gedrückt, in einen Strom der bittersten Thränen ausbrach.

Niemand hatte den ganzen Vorgang bemerkt.

Das Gefecht dauerte noch eine Zeit lang fort und wurde beiderseits mit größter Erbitterung geführt. Da kam Hahn athemlos vom Platze hergeeilt und rief Windreuter zu: „Es geht gut! Drüben sind die Garden schon zurückgeschlagen! Die Unsern dringen in hellen Haufen vor!“

Diese Nachricht, welche sich mit Blitzesschnelligkeit

unter den Aufrührern verbreitete und ihren Muth erhöhte, schien sich auch sogleich bestätigen zu wollen. Aus einer Seitenstraße im Rücken der Truppen drang mit einem Male, die dort aufgestellte wenige Mannschaft in gewaltigem Anprall durchbrechend, ein bewaffneter Volkshaufe lärmend und brüllend herein. Die Soldaten waren hierdurch, um sich nicht abgeschnitten zu sehen, zu einer rückgängigen Bewegung genöthigt, welche sie auch rasch und gut geordnet ausführten. Das wilde Siegesgeschrei der Aufrührer schallte ihnen nach.

„Victoria, Kameraden!“ rief Windreuter, indem er die Fahne losriß und schwenkte. „Nun werden wir bald wieder Brod und Ruhe haben! Aber jetzt laßt uns nach unsern Todten sehen. Bringt grüne Zweige, daß wir ihnen eine Ehre anthun und sie darauf legen, bis wir sie eingraben können! Sie haben es wahrlich verdient!“

Seine Anordnung wurde befolgt und bald lagen die Leichen von Freund und Feind auf dem grünen Laublager gleich blaß und blutig und gleich einträchtig beisammen. Mit ehrfurchtsvoller Trauer und Rührung umringten sie die Uebrigen.

Cilly war verschwunden.

Während dieser Vorgänge hatte Führer an verschiedenen Punkten zu seiner Wohnung durchzukommen ver-

sucht, um das Nöthige zur Reise vorbereiten und diese sodann antreten zu können. Sein Bemühen war jedoch vergebens. Theils waren die Zugänge völlig verrammelt und abgesperrt, theils war es unmöglich, das Gedränge der mächtig flutenden Menge zu durchbrechen. Zuletzt hatte er in steigender Ungeduld einen Versuch gemacht, gegen den Schloßplatz durchzudringen, sah sich aber auch hier durch das Volk nicht nur jedes weitere Vordringen unmöglich gemacht, sondern auch die Rückkehr abgeschnitten. Hier hatten sich nämlich in den Straßen, welche auf den Schloßplatz ausmündeten, bedeutende Massen angesammelt und schienen mit einem Angriff auf das herzogliche Schloß zu drohen. Dieses hatte Besatzung aufgenommen und war auch von außen mit einer Reihe mit Kartätschen geladener Geschützen umgeben worden, deren Mündungen, die einzelnen Straßenausgänge kreuzweise bestreichend, die Menge noch immer im Zaum hielten. Führer kam gerade an, als ein kleiner, etwas beleibter Mann in feiner Kleidung und mit goldener Brille vor den freundlich zwinkernden Augen sich auf eine Fensterbrüstung geschwungen hatte. Von da herab suchte er das tobende Volk durch Zureden zu beruhigen. Dasselbe schien auch nicht abgeneigt, dem Redner Gehör zu schenken, allein Billinger, der Schreiber, welcher auf einer erhöhten Stelle

gegenüber stand, war auf alle Weise bemüht, ihn zu unterbrechen und die Aufmerksamkeit von ihm abzulenken.

Unter den Umstehenden fiel vor allen eine jugendliche, kräftige Männergestalt auf, welche mit unverkennbarer Ungeduld gegen den Schloßplatz hin durchzudringen versucht hatte und nun, zum Bleiben gezwungen, wider Willen Zeuge des Vorgehenden sein mußte. Die Züge des Antlitzes waren edel geformt, aber durch einen auffallend dichten und starken Vollbart verdeckt. Bei minderer Dunkelheit und wenn die allgemeine Aufmerksamkeit nicht so ganz von andern Gegenständen festgehalten gewesen wäre, hätte übrigens den Umstehenden kaum entgehen können, daß der Bart ein künstlicher und nur deshalb angebracht war, um dessen Träger unkenntlich zu machen.

Das Gedränge hatte Friedrich eben in die Nähe des Unbekannten gebracht, als der dicke Mann von seiseinem Fenster herab neuerdings zu reden versuchte. „Ihr Unbesonnenen", rief er, indem er sich mit dem einen Arm am Fensterkreuz hielt und mit dem andern heftig gestikulirte, „wollt Ihr Euch denn mit aller Gewalt ins Verderben stürzen? Unser durchlauchtigster Herr Herzog ist in seinem vollsten Recht, und Ihr und ich, als seine getreuen Landeskinder und Unterthanen,

können und dürfen nichts Anderes thun, als uns in Gehorsam fügen! Was Ihr thut, ist gegen alle Ordnung, ist gegen das Gesetz, es ist Aufruhr und Hochverrath, Verbrechen, die mit dem Tode bestraft werden! Wollt Ihr es nun vollends wagen, durch einen rebellischen Angriff auf das Schloß Seiner Durchlaucht dessen geheiligte allerhöchste Person anzutasten? Wollt Ihr —"

„Hört ihm nicht zu! Glaubt ihm nicht!" unterbrach ihn Billinger mit seiner heisern und durch die Anstrengung noch widerlicher kreischenden Stimme. „Kennt Ihr ihn nicht? Es ist der Gerichtsrath Weber, auch einer von denen, die sonst nichts kennen, als was in ihren Büchern steht! Die wissen den Teufel davon, wie einem zu Muthe ist, wenn man hungert! Könnt Ihr einem solchen glauben? Was Hochverrath! Laßt Euch damit nicht bange machen! Es wird's Niemand wagen, Euch ein Haar zu krümmen. Vorwärts, sag' ich Euch! Schießt die Kanoniere weg von ihren Geschützen und dann drauflos zum Herzog!"

Die Menge gerieth in eine Bewegung, welche ihre Geneigtheit, dem bösen Rathe folgen zu wollen, erkennen ließ. Ehe sie sich jedoch zum wirklichen Entschluß aufgerafft hatte, war Friedrich blitzschnell unter dieselbe gesprungen, hatte Billinger entrüstet von seiner

Stelle heruntergerissen und zerrte ihn nun gegen die andere Seite hinüber.

„Halt", rief er, „um Gotteswillen haltet ein! Laßt Euch nicht von einem solchen Burschen zu so entsetzlicher That hinreißen! Es ist des Schrecklichen schon an dem genug, was bisher geschah! Glaubt Ihr, der Mensch meine es redlich mit Euch? Kennt Ihr ihn nicht alle so gut und besser wie ich? Wißt Ihr nicht, daß er ein Taugenichts ist, der Euch nur hetzen will, um dann selber den Angeber zu machen? Untersucht ihn einmal, es sollte mich wundern, wenn Ihr nicht die Beweise dafür bei ihm fändet!"

Einige Burschen faßten den erblassenden Billinger, der kein Wort zu stammeln vermochte, und zogen aus den Taschen seines Rockes einige Papiere hervor, die sogleich untersucht wurden. Eins davon war eine mit sichtbarer Eile und Bleistift geschriebene Liste verschiedener Einwohner und Bürger der Stadt.

„Da haben wir's schon!" rief einer der Suchenden. „Der Herr hat Recht. Das ist die Liste von denen, die er angeben will, und der Kerl untersteht sich und will uns noch aufhetzen?"

Der ergrimmte Haufe, vergnügt, einen Ableiter seines Unmuths gefunden zu haben, fiel einmüthig über den Schreiber her, der schon empfindlich mißhandelt

war, ehe es Friedrich gelang, ihn davor zu schützen. Ohne dessen Vermittelung wäre er vermuthlich nicht lebend davongekommen.

„Laßt es für dieses Mal an der Lection genug sein", rief Friedrich. „Haltet den Burschen in Gewahrsam, damit er nicht noch anderswo Unheil stiftet!"

Die lenksame Menge war sogleich bereit. Der Schreiber wurde mit auf den Rücken gebundenen Händen in dem Keller eines anstoßenden Hauses untergebracht. Er war über und über mit Blut und Koth bedeckt, und als er an Führer vorübergeschleppt wurde, warf er diesem einen Blick des grimmigsten Hasses zu, obwohl er weder wagte noch vermochte, demselben in Worten Luft zu machen.

Gleich beim ersten Laute von Friedrich's Stimme war der Fremde mit dem falschen Bart auf ihn aufmerksam geworden und stand jetzt, da er wieder zu reden begann, unmittelbar hinter ihm, jedem seiner Worte mit gespanntester Aufmerksamkeit folgend.

„Und nun", rief Friedrich, „laßt mich meine Ermahnung und Bitte noch einmal wiederholen. Uebereilt Euch nicht! Seid mit dem, was Ihr erreicht habt, zufrieden. Ihr habt keinen Angriff mehr zu befürchten; haltet Euch denn ruhig, bis der Tag und mit ihm die bessere Ueberlegung kommt!"

„Wer steht uns aber gut dafür“, rief eine Stimme aus dem Haufen, „daß morgen nicht Alles beim Alten ist?“

„Das wißt Ihr in der That nicht?“ entgegnete Friedrich. „Muß ich Euch den Bürgen nennen? Wißt Ihr wirklich Niemand der zwischen dem Herzog und Euch die Vermittelung übernehmen kann, der dazu so berufen als berechtigt ist? Nur wenige Stunden haltet Ruhe! Eh' es Mittag wird, wird er hier, in Eurer Mitte eintreffen, und sein Wort wird kein vergebliches sein. Ich meine den Erbprinzen Felix!“

Beifälliges Gemurmel erhob sich aus der Menge. Der Mann im Bart machte unwillkührlich eine Geberde der Ueberraschung.

„Habe ich nicht Recht?“ fuhr Friedrich, durch den sichtlichen Erfolg ermuthigt, fort. „Wäre der Prinz hier, ich setze mein Leben zum Pfande, alles Unheil des heutigen Tages wäre nicht geschehen. Ich kenne ihn, ich weiß, daß er ein Freund des Volks, ein Mann von den edelsten Gesinnungen und mit dem besten Herzen ist. Der Herzog wird die Stimme seines Sohnes, der berufen ist, nach ihm die Krone zu tragen, nicht überhören, es wird Friede und Eure Beschwerden gehoben werden! Ich weiß endlich, ich verbürge mich dafür, daß er morgen gewiß in der Stadt ankommen

wird. Also nochmals, meine Freunde, Ruhe, Stillstand bis zu seiner Ankunft, und zum Beweise, daß Ihr mir folgen wollt, ruft mit mir: Es lebe der Erbprinz!"

Friedrich's Wort fand einen begeisterten Widerhall, der mit jedem Schritte wuchs und überall neue Hoffnung, neue Begeisterung verbreitete. Der Prinz genoß das allgemeine Zutrauen; die Nachricht seiner nahen Ankunft verbreitete sich deshalb wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Man wunderte sich, daß in der allgemeinen Verwirrung und Besorgniß Niemand an ihn gedacht und seine Vermittelung anzurufen gesucht hatte, von der man sich zuversichtlich das Beste versprach.

Mit Hülfe der entstandenen Bewegung war es Friedrich endlich gelungen, einen Weg nach seiner Wohnung offen zu finden, wohin er mit beflügelten Schritten eilte.

Der Mann im Barte hatte bei Friedrich's Rede und deren wahrhaft zauberhaften Wirkung einige Augenblicke wie bestürzt dagestanden; über sein schönes Antlitz flog das Lächeln einer zarten, erhebenden Rührung.

Ueber dem blutigen Werke der vergangenen Nacht aber begannen im Osten die ersten lichtvollen Boten des Morgens hoffnungbringend emporzutauchen.

Fünftes Kapitel.

Die Hand des Herrn.

Im Gemache der alten Herzogin herrschte tiefe Stille — ein scharfer Gegensatz zu dem wilden, kriegerischen Lärm, welcher trotz der Abgelegenheit des Schloßflügels bis dahin drang.

Das Gemach bot einen eigenthümlichen Anblick dar.

Die hohen Wände waren, um die leidenden Augen der Herzogin zu schonen, mit grünem Stoff ausgeschlagen und die Fenster ebenso verhüllt, sodaß darin auch bei hellem Tage und vollem Sonnenschein eine trübe, gesunden Augen unleidliche Dämmerung waltete. Dieser Ausdruck der Düsterkeit wurde durch die Einrichtung des Zimmers noch gesteigert, welche, aus einer dunklen Holzart gearbeitet und mit matten Vergoldungen

eingelegt, keineswegs dazu diente, die Färbung heiterer zu machen.

Außer einem gleichfalls dunkelgrün überzogenen Sopha, einigen Armstühlen und Schränken war das bedeutendste Stück der Einrichtung ein kostbar und kunstreich geschnitzter Betschemel, auf welchem ein schweres, mit Edelsteinen und Goldplättchen besetztes Gebetbuch lag. An der Wand, vor welcher der Betschemel stand, hing ein fast lebensgroßes Crucifix, um welches sich verschiedene Bilder und Verzierungen zu einer Art von Altar gruppirten. Einige große Ahnenbilder ausgenommen, welche an der entgegengesetzten Wand hingen, entbehrte das Gemach allen Schmucks. Den Mittelpunkt nahm ein schwerer seidener Vorhang ein, welcher, von der Wölbung herabhängend, den Alkoven mit der Ruhestätte der Herzogin verhüllte, auf der sie eben jetzt Stärkung suchte. Man vernahm in dem Gemache, das von einer Hängelampe nur matt erleuchtet war, keinen andern Laut als die leisen Athemzüge der Schlummernden.

So weit als möglich von dieser entfernt und hinter einem Lichtschirm beinahe verdeckt saß Primitiva.

Sie sah ruhig und wie unbeweglich vor sich hin und hätte für ein schönes, lebloses Bild gelten können, wenn nicht der rasche Athem und die Glut der Wangen

gezeigt hätten, daß der Zustand ihres Innern diesem äußern Schein der Ruhe nicht entsprach. Die sinnenden, halb gesenkten Augen schienen an unsichtbaren Bildern und Gestalten zu hängen, welche in bunter Reihe lockend und lächelnd wie Frühlingserinnerungen vorüberschwebten. Es war, als ob das Ohr Tönen lausche, welche, aus undurchdringlichen Tiefen emporklingend, sich zu Liedern der süßesten Sehnsucht formten, und von den halbgeöffneten Lippen schien ein geheimnißvolles Wort, der Text jener Gesänge entschlüpfen zu wollen. Aber das Wort blieb unausgesprochen oder säuselte unvernehmbar durch die Luft. Die schöne Träumerin erhob sich rasch, als wollte sie sich gewaltsam aus den Ranken der sie umschlingenden Gedankenwelt befreien.

„Fort, fort mit euch, ihr Gaukeleien!" flüsterte sie, indem sie einen Augenblick die Hand an die brennende Stirn legte, während sich die andere an das heftig schlagende Herz preßte. „Ich habe nicht Raum und Zeit für euch, ich gehöre der Gegenwart! Eure Heimat liegt jenseits der abgebrochenen Brücke, die in das Einst zurückführt. Ihr seid mir wie das Grab lieber Freunde, das man in den Stunden innerer Dämmerung zu einsamem Gespräch besucht, aber ihr müßt in all eurer Schönheit vor dem Licht des Lebens er-

blassen. Die Sterne bei Tage, das seid ihr, das sollt ihr mir sein und nie, niemals mehr! Wie sich wohl Alles gestaltet haben würde, wenn —" fuhr sie langsamer mit einigem Nachdenken fort und war im Begriffe, wieder in die vorige Träumerei zu versinken. Ihr Verstummen wurde jedoch durch den Hall des Gewehrfeuers unterbrochen, welches in diesem Augenblick so laut erscholl, daß es die Fenster schüttern machte.

„Gott, wo war ich!" rief sie auffahrend. „Konnte ich nur einen Augenblick vergessen, was draußen vorgeht!"

Hastigen, aber lautlosen Schritts öffnete sie die Thür des Vorgemachs und fragte den dort anwesenden Lakai, ob keine neuen Nachrichten über die Vorgänge in der Stadt eingegangen seien. Als dieser, der nickend dagesessen war, ein schlaftrunkenes Nein hervorgebracht, trat sie ebenso leise wieder zurück und lauschte gegen das Schlafcloset der Herzogin hin.

„Sie schläft", flüsterte sie. „Sie kann so ruhig schlafen, und draußen — mir däucht, das Schießen nimmt immer zu. O daß ich mich doch eher entschlossen, daß ich Friedrich eher abgesandt hätte! Was ist nicht Alles möglich, was kann nicht noch geschehen, bis der Prinz kommt! Friedrich muß schon unterwegs sein.

Aber wenn er ihn nicht fände! Wenn er aufgehalten würde, wenn ihm ein Unfall begegnete! O mein Gott, diese Qual der Ungewißheit inmitten so schrecklicher Gewißheit ist unerträglich!"

Ein leises Pochen, in drei gleichmäßigen Zwischenräumen wiederholt, unterbrach hier die Stille des Gemachs und Primitiva's ängstigende Gedanken.

Sie horchte. Das Pochen wiederholte sich.

Behutsam näherte sie sich nun der Wand, von welcher der Schall herkam und in die eine geheime Thür so kunstreich und unmerklich eingefügt war, daß das Auge eines Uneingeweihten sie nicht wahrzunehmen vermochte. „Wer ist hier?" fragte sie, das Ohr an die Thür legend. „Geben Sie das Wort."

„Rose und Kreuz", erwiderte eine tiefe, durch die Thür und die Wandverkleidung gedämpfte Männerstimme.

Primitiva drückte an eine Feder und durch die schmale Thüre, welche sich sogleich hinter ihm wieder schloß, trat ein Mann von hohem, schlankem Wuchse gebückt herein. Als er sich aufrichtete, traten die Verhältnisse eines edel gebauten Körpers um so stärker hervor, als das völlig weiße Haar, welches die etwas nackte Stirn umgab, in dem Ankömmling einen hochbejahrten Mann hatte erwarten lassen. Er war mit Wahl und

Sorgfalt, aber mit sichtbarer Vorliebe für dunkle Farben gekleidet und bewegte sich mit würdevollem Anstand.

„Ihre Durchlaucht haben sich bereits vor einer halben Stunde zur Ruhe begeben", begann Primitiva. „Ich weiß nicht, ob —"

„Auf meine Verantwortung, Fräulein", entgegnete jener. „Wecken Sie Ihre Durchlaucht, ich muß sie augenblicklich sprechen."

Ein leiser Klingelton hinter dem Vorhang hervor rief Primitiva ab. „Das Wecken ist unnöthig", sagte sie, „Ihre Durchlaucht sind erwacht. Ich melde Sie."

Den Augenblick, während dessen der Angekommene sich selbst überlassen blieb, benutzte derselbe, mit ein paar raschen Blicken das Gemach zu mustern. Er schien befriedigt, es leer zu sehen.

Der Vorhang rauschte auseinander und von Primitiva geführt trat die Herzogin ein.

Es war eine hohe, imponirende Gestalt mit etwas harten, aber nicht unfreundlichen Zügen, die nur durch den eigenthümlichen Blick der vom Staar erblindeten Augen einen etwas abstoßenden Charakter erhielten. Das reichliche, aber vollkommen weiße Haar war unter eine dunkle Haube von fast nonnenhaftem Schnitt gescheitelt, und das lange graue Gewand, welches die

Fürstin schlicht und faltenreich umschloß, stand damit nicht in Widerspruch.

„Wo sind Sie, mein lieber Overbergen?“ fragte sie, mit der Blinden eigenthümlichen Vorsicht vorschreitend. „Kommen Sie her zu mir. Ich habe wahrhaftes Verlangen, mit Ihnen zu sprechen.“

Overbergen trat ehrerbietig hinzu, faßte die Hand der Fürstin und küßte sie.

„Ah, da sind Sie ja!“ fuhr er fort. „Rücken Sie meinen Stuhl an den Schreibtisch, liebe Falkenhoff, und führen Sie mich hin. Nehmen Sie Platz neben mir, lieber Overbergen, und Sie, Falkenhoff, warten dort am Fenster, bis ich Ihrer bedarf.“

Das Fräulein that, wie ihr befohlen war, und zog sich in die Fensterbrüstung zurück. Dort ergriff sie ein Buch, setzte eine Lampe neben sich und schien bald im Lesen vertieft zu sein.

Die Herzogin und Overbergen hatten inzwischen gleichfalls Platz genommen und erstere begann das Gespräch, indem sie mit etwas unterdrückter Stimme fragte:

„Nun, wie ist es? Was bringen Sie mir für Nachricht?“

Overbergen zauderte. „Ich weiß nicht, ob ich reden darf“, murmelte er. „Wir sind nicht allein.“

„Doch, doch! Sprechen Sie ungescheut. Man kann

dort im Fenster nicht hören, was hier gesprochen wird. Und wenn sie etwas hörte, die Falkenhoff ist mir treu, auf die kann ich mich verlassen. Schnell also, was habe Sie ausgerichtet?"

„Welche Frage, Durchlaucht! Konnten Sie an dem Gelingen zweifeln? Konnte bei einem so guten Unternehmen der Segen des Himmels ausbleiben?"

„Aber ist es denn wirklich etwas Gutes, was wir unternehmen?"

„Zweifeln Sie daran? Es gilt die Aufrechthaltung der Gewalt, wie sie den Königen und Fürsten der Erde und so auch Ihrem erlauchten Hause verliehen ist von Gottes Gnaden. Es gilt, ein Werk Gottes vor denen zu schützen, die ihr armselig Menschenwerk an die Stelle setzen möchten, und das sollte nichts Gutes sein? Woher aber diese wiederholten Besorgnisse?"

„Ich will es Ihnen reumüthig bekennen. Ich bin recht schwach, noch recht hinfällig im Glauben. Ja, solange Sie bei mir sind, da bin ich ruhig, entschlossen, fest, da ist mir Alles klar, da steht die Ueberzeugung in mir wie Felsen. Aber wenn ich allein bin, in der immerwährenden Nacht, die mich umgibt, allein, allein mit meinen Gedanken und Erinnerungen, dann, ach, dann werde ich an mir selbst, an meinem Glauben irre! Dann bereue ich fast den Schritt, den ich gethan

habe! So ist es mir auch heute wieder gegangen. Während Sie bei mir waren, während ich Ihre Beweise und Begründungen hörte, stand die Nothwendigkeit dessen, was wir beschlossen haben, lebhaft und unumstößlich vor meiner Seele, aber als Sie mich verließen, kam die Verzagtheit, der Kleinmuth wieder über mich, da erschien mir der Plan wie ein Unrecht und ich wünschte beinahe, daß er mißlungen sein möchte."

„Lassen sich Eure Durchlaucht davon nicht beunruhigen", flüsterte Overbergen. „Das sind die Befürchtungen und Störungen, wie sie zarten Gemüthern in der ersten Zeit des rege gewordenen Glaubenslebens eigen sind. Es sind Prüfungen, die der Herr schickt, unsere Festigkeit zu üben, wie er dem jungen Baume Stürme sendet, daß er festere Wurzeln fasse. Mit der Zeit, ja bald werden diese Trübungen sich verlieren und es wird eine Ruhe über Eure Durchlaucht kommen, wie Sie dieselbe nie gekannt, ja nie geahnt haben."

Die Herzogin seufzte tief auf, und dieser Seufzer contrastirte sonderbar zu der eben vernommenen Verheißung.

Overbergen heftete den Blick fest auf sie, als wollte er trotz der dämmerigen Dunkelheit des Zimmers in ihren Zügen ihre tiefste Seele lesen. Zugleich fuhr er

in dem frühern ruhigen, salbungsvollen Tone, der die Blinde nichts von dieser Abirrung bemerken ließ, fort:

„Und wenn durch die angeborene sündliche Schwäche der menschlichen Natur wirklich noch ein Funke des Zweifels in Eurer Durchlaucht zurückbleibt, so hat die heilige Kirche, der Sie sich in die Arme geworfen haben, in ihrer unerschöpflichen Rüstkammer des Segens das Mittel, auch diese letzten Reste zu verscheuchen. Die Kirche, die Stellvertreterin des Herrn, durch deren Mund er zu den Sterblichen spricht, verkündet Eurer Durchlaucht durch mich kraft der mir anvertrauten Macht, daß es der rechte Weg ist, auf dem Sie wandeln. Bedürfen Sie aber, um hiervon überzeugt zu sein, eines thatsächlichen Beweises, so erblicken ihn Eure Durchlaucht darin, daß Gott, denn von ihm hängt aller Ausgang ab, Ihre Befürchtungen zu widerlegen, unsern heutigen Plan gelingen ließ."

Die Fürstin schwieg noch immer. Noch fester, noch durchdringender ruhte Overbergen's forschender Blick auf ihr, indeß um seinen Mund ein Lächeln zuckte, aus welchem halb Hohn, halb Siegesgewißheit sprach.

„Es scheint mir immer noch nicht gelungen zu sein, die Besorgnisse Eurer Durchlaucht zu zerstreuen", sagte er. „Und doch sehe ich eigentlich gar nicht ein, worin diese Besorgnisse bestehen, ich müßte denn annehmen, daß

die Ansichten Eurer Durchlaucht über die Rechte der Fürsten und also auch Ihres erhabenen Hauses schwankend geworden."

Das Antlitz der Fürstin bedeckte sich mit hoher Glut; sie richtete sich in ihrem Stuhle empor und ihr lichtleeres Auge schien zürnend den zu suchen, der ihr Solches gesagt.

„Lassen Sie mich das nicht wieder hören, Herr van Overbergen, oder, soviel es mich auch kosten würde, diese Unterredung wäre unsere letzte gewesen! Was denken Sie von mir? Ich bin grau geworden in Ereignissen, die, bald näher, bald ferner, gegen meine Ueberzeugung von der göttlichen Berufung und dem göttlichen Rechte der Fürsten anzukämpfen versuchten. Meine Ueberzeugung ist davon nicht erschüttert worden und wankt auch jetzt nicht, wo zum ersten Mal in unserm eigenen Lande solche rebellische Bewegungen laut werden wollen."

„Und dennoch?" fragte Overbergen. „Wer den Zweck will, muß auch das Mittel wollen!"

„Auch solche Mittel? Hören Sie das Schießen? O ich habe es durch den Schlaf gehört und es kam mir vor, als träten die Verwundeten und Sterbenden vor mich hin und zeigten mir ihre Wunden und nannten mich die Urheberin ihrer Leiden."

„Träume! Einbildungen! Ausgeburten der Aufregung! Wer heißt die Rebellen sich der Gewalt, die von oben kommt, widersetzen? Sie erleiden nur, was sie verdienen. Der Trotz, der sie antreibt, muß gebrochen werden; es ist der Trotz gegen Glauben und und Gehorsam, die einzigen Bänder, welche die Menschheit abhalten, eine Heerde reißender Thiere zu werden. Das Volk ist zu übermüthig, darum muß es gedemüthigt, es muß elend werden, so will es der Ewige. Im Elend werden die Herzen mürbe, da ist dann der Glaube ein willkommener troſtreicher Stab, sich wieder daran aufzurichten, und mit dem Glauben gedeiht sein Schooßkind, der Gehorsam. Was thun wir mehr als der Vater, der sein Kind zu dessen eigenem Besten mit der Ruthe züchtigt? In gereiften Jahren wird es ihm für jeden Streich dankbar sein. Was wäre die Folge gewesen, wenn Seine Durchlaucht heute gegen Ihren Rath den Aufrührern ihre Forderung bewilligt hätte? Durch den Ausgang ermuthigt, hätten sie bald mehr und immer mehr verlangt, bis die Gewalt des Fürsten ein Scheinbild geworden wäre, um es dann ganz über Bord zu werfen. Darum wäre es ein Unglück gewesen, wenn durch die Ankunft des Erbprinzen neuer Zweifel in die Sache gebracht worden wäre. Seine Durchlaucht der Prinz sind noch viel zu jung und zu

viel von Neuerungen angesteckt, um ihm jetzt schon ein Wort im Rathe zu gestatten. Wäre er aber hier, so wäre dies in so wichtiger Sache wohl nicht zu umgehen gewesen."

„Er wird also nicht kommen?"

„Ich glaube hierauf bestimmt mit Nein antworten zu können."

„Und was haben Sie gethan, dies sagen zu können? Ich weiß denn noch nicht —"

„Es ging, wie ich vermuthet hatte. Seine Durchlaucht hatten sich kaum zurückgezogen, als der Oberkammerdiener Kündig den Befehl erhielt, den Secretär Winter zu rufen. Kündig, der, wie Eurer Durchlaucht bekannt, Ihnen mit besonderer Anhänglichkeit ergeben und einer von den Wenigen in diesem Lande ist, welchen das Licht des wahren Glaubens aufging, hat mich hiervon sogleich in Kenntniß gesetzt. Etwa eine Stunde später kam der Secretär von Seiner Durchlaucht, um mit einem eigenhändigen Briefe desselben als Kurier abzugehen. Kündig brachte bald heraus, daß der Brief an den Prinzen gerichtet war und ihm den Befehl brachte, sich sogleich hierher zu begeben."

„Nun, und Sie?"

„Eurer Durchlaucht ist bekannt, daß nach St.-Wendelin, dem Aufenthalte des Prinzen, nur zwei Wege

führen. Es war vorauszusehen, daß der Kurier den nähern über den Fluß wählen würde. Ich habe deshalb Kündig bewogen, den Kurier unter dem Vorwande, als solle er noch auf weitere Befehle warten, aufzuhalten. Er that es auch, während Seine Durchlaucht den Kurier bereits abgegangen glaubten. Diese Zwischenzeit benutzte ich und habe eine Schaar Leute hinausgesendet, um die Brücke über den Fluß abzuwerfen. Es war bald geschehen, denn ich hatte mich verkleidet unter das Volk gemischt und die Nachricht verbreitet, als sei von daher ein großer Truppenzuzug unterwegs, den sie auf diese Weise aufzuhalten gedachten. Der Kurier muß daher an der Brücke umkehren und den andern Weg einschlagen, der um viele Stunden weiter ist, er kann also nicht vor morgen Mittag zum Prinzen gelangen und dieser kann, wenn er auch sogleich abreist, nicht vor übermorgen Nacht hier eintreffen."

Das Geräusch eines zu Boden fallenden Buchs unterbrach Overbergen, der im Fluß seiner Rede lauter geworden war, sodaß Primitiva dieselbe verstehen konnte. Erst hatte sie nur einzelne Worte vernommen, dann, durch diese begierig gemacht, mit gespannter Aufmerksamkeit und immer steigender Unruhe zugehört. Zuletzt, als sie vernahm, wie der Kurier aufgehalten worden, und zugleich an Friedrich und dessen

dadurch gleichfalls vereitelte Reise dachte, hatte sie ihre Bestürzung nicht mehr zu bemeistern vermocht, das Buch, in dem sie anscheinend gelesen hatte, war ihren Händen entglitten.

Overbergen fuhr auf. „Was ist geschehen?“ rief die Herzogin. „Was thun Sie, Fräulein Falkenhoff?“

„Ich bitte um Verzeihung, Durchlaucht gestört zu haben“, erwiderte Primitiva und blieb, um ihre Aufregung zu verbergen, in der Entfernung stehen. „Der Schlaf hatte mich übermannt!“

„Armes Kind“, erwiderte die Herzogin gütig, „ich glaube wohl, daß Sie müde sind. Schlafen Sie immerhin, ich bedarf Ihrer jetzt nicht.“

Zerrissen von den widerstreitendsten Empfindungen zog sich Primitiva wieder in die Fensterbrüstung zurück, wo sie die Stellung einer Schlafenden anzunehmen versuchte, während ihr Blut kochte und ihre Pulse flogen.

„Lassen Sie uns leiser sprechen“, begann die Herzogin wieder, zu Overbergen gewendet. „Ich bewundere Ihre Feinheit und werde bedacht sein, daß Talente wie die Ihrigen an den rechten Platz kommen.“

„Durchlaucht sind zu gütig mit Ihrem ergebensten Diener. Noch ist aber nicht Alles gethan. Der Prinz wird doch kommen, darum muß bis zu seiner Ankunft Alles unwiderruflich entschieden sein. Der Aufruhr

muß bis dahin nicht blos gestillt oder unterdrückt, er muß zerschmettert sein, sodaß ein Einlenken unmöglich ist. Seine Durchlaucht der Herr Herzog müssen daher einen energischen Angriff ohne alle Rücksicht befehlen und ich glaube hierin mit Zuversicht auf die Mitwirkung Eurer Durchlaucht rechnen zu dürfen."

Die Fürstin seufzte. „O Sie sind unerbittlich! Sie laden immer neue Lasten auf ein beklommenes Herz, und doch, ich kann ja nicht anders!"

„Dann ist das Werk gelungen!" rief Overbergen. „Wenn es aber ist, wenn die Macht des Throns wieder unerschüttert fest steht in der alten Glorie von Gottes Gnaden, werden Eure Durchlaucht dann Ihrer getreuen Verbündeten, unserer heiligen Kirche gedenken? Werden auch ihr die Rechte zurückgegeben werden, die ihr von Anbeginn gebühren und um welche sie in diesem unglücklichen Lande durch das Werk von ketzerischen Menschenhänden gebracht wurde?"

„Ich werde thun, was ich vermag, um der Kirche, die mich wieder in ihren Schooß aufgenommen, meinen Dank und meine Ergebenheit zu bezeigen", entgegnete die Herzogin. „Aber Sie wissen, daß ich nicht Regentin bin, und mein Sohn —"

„Seine Durchlaucht der Herzog sind ein gehorsamer Sohn", erwiderte Overbergen, „und die Macht der

Mutter über ihn ist groß. Eure Durchlaucht werden vollbringen, was Sie wollen. Wie heute im Kleinen, werden Eure Durchlaucht dann Ihrem Enkel im Großen ein feststehendes, wohlbegründetes Gebäude hinterlassen, das er stehen lassen muß, weil es sich nicht erschüttern, nicht abtragen läßt, ohne seinen Thron mit zu untergraben."

„Ein ungeheures Werk", sagte die Herzogin tief ergriffen, „aber ich will es unternehmen, geben Sie mir Ihren Segen dazu."

Die Herzogin glitt bei diesen Worten aus ihrem Stuhl in halbknieende Stellung auf den Boden herab. Overbergen legte die Hand auf ihr greises Haupt und bewegte, nach oben blickend, die Lippen zu einem halbleisen Segensspruche.

Indessen hatte Primitiva sich nicht überwinden können, das Gespräch, das ihre Theilnahme in so hohem Grade rege gemacht, außer Acht zu lassen. Dasselbe wurde jedoch nunmehr so leise geführt, daß ihr keine Silbe verständlich wurde. Als die Stimmen zuletzt ganz verstummten, konnte sie ihre Begierde, mehr von dem Geheimniß zu erfahren, nicht mehr bemeistern. Sachte und geräuschlos theilte sie den Vorhang des Fensters, hinter dem sie stand, und ward so Zeugin der beschriebenen Gruppe. Sie stand lautlos vor Ueber-

raschung; auch die Beiden verweilten noch einen Augenblick unbeweglich in ihrer betenden Stellung.

Das Geräusch von hastig sich nähernden Tritten scheuchte sie empor. „Seine Durchlaucht kommen über den Corridor", rief ein Lakai durch die halbgeöffnete Thür herein.

„Er kommt zu mir", sagte die Herzogin. „Führen Sie Herrn van Overbergen fort, Fräulein von Falkenhoff!" Zu diesem selbst gewendet fügte sie leise hinzu: „Es ist noch nicht an der Zeit, daß er Sie bei mir trifft. Auf Wiedersehen!"

Primitiva hatte schnell einen Leuchter ergriffen, die Kerze angezündet und verschwand mit Overbergen in der geheimen Thür. Dieselbe mündete durch einen schmalen Gang auf eine der hintern Treppen des Schlosses, von wo der unbemerkten Entfernung Overbergen's nichts mehr im Wege stand.

Nach einem kurzen Gruße wollte sie sich sogleich wieder zurückziehen. Overbergen jedoch, dem daran zu liegen schien, gewiß zu wissen, ob und wieweit sie Kenntniß des so eben Vorgegangenen habe, hielt sie mit den Worten zurück: „Nun werden Sie ruhen können, mein Fräulein! Ihr Dienst ist ein sehr beschwerlicher!"

„Beschwerlich", entgegnete Primitiva kalt und stolz, „ist nichts, was man gern thut. Die kleine Entbeh-

rung des Schlafs kommt dann nicht in Anschlag, zumal in Tagen, wo es so hohe Zeit ist, zu wachen."

Damit verbeugte sie sich und verschwand. Van Overbergen sah ihr einen Augenblick kopfschüttelnd nach. „Sie hat etwas gehört! Da thut Vorsicht noth", murmelte er dann und stieg eilfertig die Treppe hinunter.

Primitiva hatte kaum das Gemach der Herzogin wieder betreten und die geheime Thür hinter sich zugezogen, als der Herzog hastig eintrat. Graf Schroffenstein und General Bauer folgten ihm.

Die Herzogin trat ihm, soweit sie vermochte, entgegen. „Du kommst noch in so später Nacht zu mir, mein Sohn? Was ist wieder vorgefallen?"

„Ich komme, mir Ihren Rath zu erbitten, liebe Mutter", erwiderte der Herzog, indem er ihre Hand ergriff und sie herzlich küßte. „Ich bin sehr ärgerlich. Denken Sie sich, man meldet mir von allen Seiten, daß sich meine Truppen mit Verlust zurückziehen mußten. Ich bin von meinen rebellischen Unterthanen besiegt! Es bleibt mir kein anderer Ausweg, als, was ich zuvor nicht gewollt, jetzt zu thun, das heißt, nachzugeben oder das Volk geradezu niedermetzeln zu lassen."

„Und was rathen Dir Deine Räthe, mein Sohn?" fragte die Herzogin.

„Das Letztere. Ich soll Befehl geben, das Geschütz wirken zu lassen, aber es widerstrebt mir, die armen Leute so niederschießen zu lassen. Weiß ich denn nicht, daß sie mich lieb haben? Haben Sie mir das dreißig Jahre hindurch nicht immer bewiesen? Es muß sie doch arg getroffen haben, dieses neue Zollsystem, weil es so verzweifelten Widerstand hervorruft! Ich fürchte, ich fürchte, ich habe mich zu einem unheilvollen Schritte verleiten lassen!"

Der Herzog schwieg einen Augenblick nachdenkend. Schroffenstein, dies benutzend, trat vor.

„Es ist nicht das Volk, welches rebellirt", sagte er, „und von welchem der Widerstand ausgeht. Es ist jene Partei des Umsturzes, die leider auch bei uns Terrain gewonnen hat und vor der ich Eure Durchlaucht so oft zu warnen Anlaß fand. Diese Verruchten haben das Volk verleitet."

„Um so schlimmer dann!" brauste der Herzog auf. „Soll ich auf die Irregeleiteten mit Kartätschen schießen lassen? Wo ist jene Partei, von der Sie sprechen? Wo sind ihre Häupter? Warum sind sie nicht längst unschädlich gemacht, wenn man sie kennt, und wenn man sie nicht kennt, woher weiß man, daß sie da sind?"

„Die Polizei hat sie fortwährend überwacht und genaue Listen geführt", entgegnete Schroffenstein etwas

eingeschüchtert. „Um gegen sie einzuschreiten, fehlten die Beweise.“

„Ueberwachung! Listen!“ zürnte der Herzog. „Sind das Eure Behelfe alle? Ich werde mich in Zukunft nicht mehr auf solchen Papierkram verlassen! Aber damit ist jetzt nicht geholfen, geben Sie mir Rath, machen Sie andere Vorschläge, ich will von weiterem Blutvergießen nichts hören. Apropos, General, ist mein Befehl befolgt? Wer war der Unbesonnene, der zuerst Feuer geben ließ?“

„Ich habe denselben ausmitteln lassen, Durchlaucht“, entgegnete Bauer unterwürfig, „aber ein Einschreiten ist nicht mehr möglich, er ist vor einer halben Stunde auf dem Jakobsplatze gefallen. Es war der Lieutenant von Bergdorf.“

„Todt also?“ murmelte der Herzog für sich hin. „Dann mag er es drüben verantworten.“

„Und wozu bist Du entschlossen, mein Sohn?“ fragte die Herzogin. „Die Zeit drängt!“

„Ach weiß ich denn, was ich soll!“ rief der Herzog, unmuthig aufspringend. „Nachgeben kann ich und will ich nicht und doch widert mich Euer Rath an! Daß doch mein Sohn schon hier wäre!“

„Seine Hoheit der Herr Erbprinz“, bemerkte Bauer, „würden gewiß mit uns übereinstimmen.“

„Meinen Sie?“ fragte der Herzog kurz. „Ich zweifle daran und darum wünsche ich, daß er hier wäre, damit in meinem Rath die Milde doch auch eine Stimme hätte!“

„Was Felix Dir sagen könnte, mein Sohn“, begann die Fürstin mit erhöhtem Ernste, „wäre die Meinung eines Jünglings, der unerfahren ist in Staatsgeschäften. Könntest Du darauf ein Gewicht legen, dem Worte gewiegter, erprobter Rathgeber gegenüber? Befolge den Rath heilsamer Strenge, es ist auch der meinige!“

Der Herzog war, wie es seine Gewohnheit war, mit starken Schritten auf und ab gegangen. Jetzt hielt er wie überrascht inne. „Wie, auch Sie, meine Mutter, rathen mir das?“ rief er. „O, wenn ich jetzt nur einen einzigen Blick in die Zukunft thun könnte!“

„Wozu das? Beherrsche die Gegenwart und die Zukunft ist Dein!“ antwortete die Herzogin.

„Geben mir Durchlaucht den Befehl, mit allen Mitteln zum Angriff zu schreiten“, bat Bauer, „und ich bürge mit meinem Kopfe, daß ich die Ruhe noch vor Sonnenaufgang hergestellt haben werde!“

„Geben Durchlaucht den Befehl!“ fügte Schroffenstein hinzu.

„Thu', wie sie sagen“, mahnte die Herzogin. „Gib den Befehl.“

Der Herzog stand mit übereinander geschlagenen Armen still und sah unschlüssig vor sich hin.

Als er eine Bewegung machte und die Augen erhob, fiel sein Blick auf Primitiva, die von allen unbeachtet in der Tiefe des Gemachs stand. Tief ergriffen von dem unmeßbaren Gewichte der Entscheidung, die sich vor ihren Augen vorbereitete, hatte sie wie athemlos gelauscht. Die Hände wie unwillkürlich über der Brust gefaltet, stand sie, ganz Seele und Empfindung, hoch aufgerichtet und doch demüthig, wie ein fürbittender Engel da. Sie durfte nicht wagen, sich in die Unterredung zu mischen, aber in dem Augenblick, wo des Herzogs Blick sie traf, bewegte sie das Haupt zu leiser Verneinung.

Ueberrascht und gespannt blieb des Herzogs Auge auf der gewinnenden Erscheinung haften.

Da flog die Thür auf und Adjutant Schroffenstein stürmte herein.

„Verzeihung, Durchlaucht", rief er, „daß ich auf solche Weise eintrete. Die Rebellion hat ihren Gipfel erreicht."

„Was ist geschehen?" fragten die Anwesenden wie aus einem Munde.

„Hören Sie das Geschrei nicht? Die ganze Stadt ist in Bewegung. Der Erbprinz soll hier sein, er

soll sich an die Spitze der Empörer gestellt haben, sie rufen ihn zum Herzog aus."

Die Anwesenden schwiegen. Nur der Herzog rief: „Mein Sohn!" und auf seiner Stirn zog das Zornesungewitter auf, das sich immer unheildrohend entlud. Das Blut stieg ihm zu Gesicht und überzog sein Antlitz mit dunkler Röthe. „Ist es wahr, was Sie sagen?" rief er mit vor Grimm bebender Stimme.

„Leider", erwiderte der Adjutant. „Der Prinz war verkleidet mitten unter dem Volke. Professor Führer, ein eifriger Anhänger von ihm, hat das Volk haranguirt und zum Abfall aufgefordert."

„So geben mir Durchlaucht den Befehl", rief Bauer wild. „Zaudern wir nicht länger."

Der Herzog wollte antworten, aber er vermochte es nicht. Immer gewaltiger hatte ihm der Zorn das Blut gegen den Kopf getrieben, es umnachtete ihm die Augen und benahm ihm die Sprache, er begann zu schwanken und sank in des herzuspringenden Schroffenstein Arme.

„Um Gotteswillen, Durchlaucht", rief Bauer, „welch eine Anwandlung! Fort, holt den Leibmedicus herbei!"

„Was ist mit meinem Sohne?" schrie die blinde Herzogin dazwischen. „Antworte mir, mein Sohn, was ist Dir?"

„Seine Durchlaucht sind plötzlich unwohl geworden", beruhigte sie Bauer, „es wird hoffentlich vorübergehen. Bringen Sie doch Ihre Durchlaucht hinweg, Fräulein", rief er dann Primitiva zu.

Diese, selbst kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, geleitete die Herzogin an ihr Lager, auf das diese in Ohnmacht hinsank.

Inzwischen war Alles, den sogleich herbeigeeilten Leibarzt an der Spitze, um den Herzog beschäftigt, der regungslos dalag und kein Zeichen des Lebens von sich gab. Vergebens hatte man ihn an Hals und Brust von den Kleidern befreit, vergebens ihn mit Essenzen und Kräutergeistern begossen, und als der Arzt eine Ader öffnete, flossen nur einige Tropfen.

„Ein Schlagfluß!" flüsterte der Arzt achselzuckend den ihn Umstehenden zu, die sich wie betäubt ansahen. „Es ist keine Hoffnung da, Seine Durchlaucht wieder zum Leben zu bringen."

In dem Augenblick wurde die Thür aufgerissen und der Prinz eilte herein.

„Wo sind Sie, mein Vater?" rief er. „Ich muß Sie sehen, muß Ihnen sagen —" Da erblickte er den Sterbenden und stürzte mit einem herzzerreißenden Wehruf zu dessen Füßen nieder, indem er zugleich die herabhängende erkaltende Rechte ergriff und mit Thränen und

Küssen überdeckte. „O mein Vater", rief er, „scheiden Sie nicht ohne einen letzten Blick von mir!"

Es war, als ob die Stimme des Sohnes einen Augenblick die erloschenen Lebensgeister wieder anfache. Die Augen des Herzogs öffneten sich und blieben auf dem vor ihm knieenden Prinzen haften. Er erkannte ihn sichtbar. Der lichte Strahl eines Lächelns glitt über die erstarrenden Züge, dann sank er vollends zurück und die Schatten des Todes breiteten sich über ihn.

Nach einer Weile erhob sich der Prinz etwas gefaßter.

„Lassen Sie Seine Durchlaucht von hier weg nach seinen Gemächern bringen", sagte er. „Sie, meine Herrn, erwarte ich in einer Stunde zu Bericht und Rechenschaft über das hier Vorgegangene. Machen Sie den Trauerfall in der Stadt bekannt und gebieten Sie Ruhe, bis ich Zeit gefunden haben werde, meine neuen Pflichten zu üben. Jetzt gehöre ich nur diesem theuren Todten und der Trauer um ihn."

Die Leiche wurde von den Versammelten in stiller Ehrerbietung und tiefer Erschütterung weggebracht. Primitiva kniete am Lager der Herzogin.

Der Prinz winkte, als man im Wohnzimmer des Herzogs angelangt war, die Begleiter in neu ausbrechendem Schmerz hinweg.

Schweigend traten sie ab. „Wer hätte das gedacht, General?“ flüsterte Schroffenstein diesem im Heraustreten zu. „Unser Stern ist gesunken.“ Stumm bejahte dieser.

Alles ging schweigend auseinander.

Der Prinz kniete weinend und allein an der Leiche dessen, der noch so kurz zuvor eine Krone getragen und sie nun auf ihn vererbt hatte.

Sechstes Kapitel.

Marquis Posa.

Die Kunde von dem plötzlichen Tode des Herzogs durchflog die Stadt. Ihr Eindruck war allgemein, und wie es bei öffentlichen Meinungen und Stimmungen nicht selten der Fall ist, brachte sie einen vollständigen Umschwung unter der Bevölkerung hervor. So stürmisch und aufgeregt diese zuvor gewesen war, so ruhig und niedergeschlagen erschien sie nun. Die unruhigen Ansammlungen des Volks waren verschwunden oder hatten Gruppen Platz gemacht, welche sich lediglich aus Neugierde bildeten, um sich das unerwartete Ereigniß mit all den Nebenumständen zu erzählen, mit denen das Gerücht es geschäftig umkleidete.

Die herandämmernde Tageshelle zeigte die Straßen-

bollwerke, die noch vor so kurzer Zeit der Schauplatz des erbittertsten Kampfes gewesen waren, verlassen. Niemand hinderte die Arbeitsleute, welche dieselben auf Befehl hinwegräumten. Auch die Truppen waren in ihre Kasernen zurückgezogen, unausgesprochen hatten die Parteien Frieden geschlossen. Alles fühlte, daß der Kampf zu Ende sein müsse. Die Hoffnung auf den jungen Herzog ließ allgemein als gewiß annehmen, daß er die verhaßte Steuer, die Ursache alles Unheils, beseitigen werde. Dazu gesellte sich eine Regung der Trauer um den verblichenen Herzog, den man immer nur als mißbraucht angesehen hatte, und das Gefühl der Reue, vielleicht zu seinem Tode mit beigetragen zu haben.

Aus diesem Grunde waren auch die Gefallenen, denen man außerdem ein prunkvolles Leichenbegängniß zugedacht hatte, in aller Stille weggebracht worden. Das neue Opfer, das in dieser Nacht dem Tode gefallen war, hatte die Rechnung auf beiden Seiten mehr als ausgeglichen.

Windreuter und Hahn waren die Einzigen, welche auf dem Platze so lange zurückblieben, bis alle Leichen weggebracht waren. Die letzte war der Student, denn seine Mutter, die ihn zu suchen gekommen war, lag mit der vollen Last ihres Schmerzes auf dem Todten

und vermochte nicht, sich von ihm zu trennen. Man ließ sie daher gewähren, bis alle Uebrigen fortgetragen waren. Als die Träger zuletzt wiederkamen, hob Windreuter die Weinende auf. „In Gottes Namen, Frauchen", rief er, „tröstet Euch, es kann einmal nicht mehr anders sein. Ihr könnt ja noch mitgehen bis ins Leichenhaus. Denkt, Euer Sohn ist gut aufgehoben! Wenn er auch sechzig Jahre alt geworden wäre, einmal hätte er doch fort gemußt wie der Herzog, und was hätte er dann viel gewonnen?"

Die halb bewußtlose Frau ließ sich ohne Widerstand leiten und schritt, von Windreuter unterstützt, mühsam hinter der Bahre her, die das Kleinod ihres Lebens zum Grabe trug.

In Friedrich's Hause hatte während der Vorgänge dieser Nacht die größte Unruhe geherrscht. Die Gerüchte davon gelangten theils durch Beppo, welcher manchmal darnach ausging, theils durch die Nachbarsleute mit den üblichen Ausschmückungen und Uebertreibungen auch in den so entlegenen Stadttheil und steigerten die natürliche Besorgniß der einsamen Frauen noch mehr. Begreiflicherweise dachte Niemand daran, sich zur Ruhe zu begeben, denn die Anspannung der Neugierde und Furcht ließ kein Gefühl der Ermüdung aufkommen. Dazu kam noch, daß die Räthin sowohl

als Ulrike mit jeder Viertelstunde Friedrich's Heimkehr erwarteten. Die Räthin hatte sich in das alte Kanapee gesetzt, welches sich längs der Hauptwand des Zimmers unter den alten Familienbildern hinzog, Ulrike dagegen mit der Ungeduld der Jugend den gewöhnlichen Platz der Räthin am Fenster eingenommen, um von dort den Hofraum und die Eingangsthür übersehen zu können.

„Wenn ich nicht irre“, unterbrach Ulrike das einen Augenblick eingetretene Schweigen, „so nimmt das Getöse und das Schießen ab. Vermuthlich ist irgend eine Entscheidung eingetreten, da wird Friedrich wohl bald kommen. Meinen Sie nicht auch?“

„Ach, ich meine heute gar nichts mehr!“ rief die Räthin entgegen. „Ich bin ärgerlich, so ärgerlich, wie ich es lange nicht gewesen bin. Einmal bin ich's, weil ich in meinen alten Tagen noch solche Dinge erleben muß, und dann wieder, daß Ihr Eintritt in unser Haus dadurch so verdorben wurde! Am meisten aber bin ich ärgerlich über meinen Sohn, daß er sich von solchem Treiben nicht fern hält. Es ahnt mir, daß das noch sein Unglück ist!“

„Sie haben nicht Unrecht, liebe Mutter!“ erwiderte Ulrike. „Auch mir wäre es erwünscht gewesen, wenn wir den heutigen Abend als den ersten im Hause meines

künftigen Gatten ungestört und im Familienkreise hätten zubringen können. Doch bin ich weit entfernt, Friedrich darum zu tadeln. Er ist ein Mann und kann sich als solcher von den Ereignissen der Zeit nicht absondern."

„Ach gehen Sie mir damit! Zu meiner Zeit war es des Mannes höchste Pflicht, den Platz, auf dem er stand, ganz und recht auszufüllen. Um etwas Anderes oder gar ums liebe Ganze brauchte er sich nicht zu kümmern. Es war wie in einer Uhr. Wenn da jedes Rädchen und jedes Häkchen seine Schuldigkeit thut, so geht auch das Werk verlässig fort. Ein solcher Mann war mein Seliger, Friedrich's Vater, und ich kann es Ihnen sagen, daß er überall für einen braven Mann galt. Ich bin auch groß und alt geworden in diesen Grundsätzen und begreife nicht, woher Friedrich den unseligen Hang hat. Es geht mir wie der Gluckhenne, der man Enteneier untergelegt hat. Da ist das Küchlein nun ausgekrochen und schwimmt herum, ich habe gut am Ufer herumlaufen und jammern — es plätschert doch ganz wohlgemuth fort!"

„Friedrich ist eben ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten. Wenn das Glück seinen Ehrgeiz unterstützt, kann er es weit bringen!"

„Sein Ehrgeiz, ja, das ist auch etwas, was mich

beunruhigt. Ihnen kann ich's ja wohl sagen, es ist mir im Grunde gar nicht recht, daß er so jung schon Professor geworden ist, er ist in einem Alter, wo man sonst noch zu lernen hatte. Aber was will ich machen! Ich muß mich wohl selber darüber freuen, denn er ist ja mein Sohn, aber wie gesagt, es ist mir nicht recht. Nun wird er sich nicht begnügen wollen, wird auf der Stufe, die er gleich anfangs erreicht hat, nicht bis ans Ende stehen bleiben wollen, er wird höher und immer höher streben — aber wer hoch steigt, fällt tief! Im Thale wohnt sich's bescheidener, aber sicher."

„Der Grundsatz hat viel Wahres, aber er ist doch kaum richtig, weil er sich nicht allgemein machen läßt. Was würde aus der Welt werden, wenn alle Menschen so dächten und handelten?"

„Es würde nicht schlimm stehen, glauben Sie mir, aber alle werden das nie. Es wird immer genug geben, die sich nicht begnügen wollen."

„Begnügen? Und warum sollte man das? Warum sich freiwillig engere Grenzen ziehen, als die eigene Befähigung sie gezogen hat? Ich sollte meinen, daß sich jeder das höchste Ziel vorsetzen und immer nur mit dem Erreichbaren sich begnügen dürfe. Sollten die Höhen des Lebens nur dazu da sein, um wie die Gebirge in

einer Landschaft den Aussichtspunkt zu bilden, nicht auch um bestiegen zu werden?"

„Wir wollen uns nicht gleich am ersten Tage unserer Bekanntschaft ereifern und streiten", lenkte die Räthin ein. „Ich sehe wohl, daß Sie, meine Tochter, auch zu der Fahne gehören, die nicht die meinige ist. Gott weiß, wie das kommt, es muß in der Luft liegen, daß die ganze Jugend solche Gedanken hat. In Gottes Namen denn, probirt es, Ihr jungen Leute, wie weit Ihr damit kommt! Ich verlange nicht mehr mitzugehen. Aber ich möchte doch rathen, sich nicht gar zu hoch zu versteigen, und wenn es auch nur in Gedanken wäre. Die Leute, die das thun, sind meistens da, wo sie zu Hause sein sollten, nicht recht zu gebrauchen."

Die Alte hatte sich unwillkürlich in eine Art Unmuth hineingeredet, doch fühlte sie es selbst und stand daher auf, um zu Ulrike ans Fenster zu treten. „Ich sage das nicht zu Ihnen, Herzchen", fuhr sie fort. „Uns Frauen berührt ja das Alles eigentlich nur von fern und mittelbar. Auch sind Sie zu klug, um nicht zu wissen, daß die eigentliche Sphäre der Hausfrau in ihrem Hause ist. Lassen wir darum das Höhersteigen den Modedamen, für welche die Familie nur ein nothwendiges Anhängsel ist, und nehmen Sie einer alten Frau ein freies Wörtchen nicht übel."

Ulrike, fein genug, um die berührte mißtönende Saite fürder zu vermeiden, ergriff der Räthin Hand und wollte eben etwas Entgegenkommendes erwidern, als die Hausklingel ertönte und bald darauf, von Beppo mit der Leuchte begleitet, Friedrich über den Hofraum schritt.

„Er ist es, er kommt!" rief Ulrike und eilte dem Eintretenden entgegen, um ihn zu umarmen, doch schreckte sie vor seinem Aussehen zurück. „Um Gotteswillen, was ist Dir, Friedrich? Du bist ganz erschöpft und bleich!"

„Fehlt Dir etwas, mein Sohn?" fragte auch die Räthin. „Du bist doch gesund und unverletzt?"

„Ruhig, liebe Mutter, ruhig, sei ganz außer Sorgen", rief Friedrich. „Ich bin, dem Himmel sei Dank, gesund und wohlbehalten, aber ich glaube es wohl, wenn Ihr sagt, daß ich bleich bin. Ich habe auch Dinge gesehen, bei denen das Blut aus jedes Menschen Wange zurückweichen muß, Dinge — o mein Gott, mein Gott, jetzt, hier in dieser stillen Einsamkeit ist es mir beinahe, als ob ich all das Entsetzliche geträumt hätte!"

„Aber was ist geschehen?" fragte Ulrike. „Sage doch —"

„Nein, nein", unterbrach sie die Räthin. „Erzähle nichts, ich will von solchen Dingen nichts hören, von

meinem guten, friedlichen Hause sollen diese Gestalten fern bleiben."

„Ich könnte auch nicht erzählen, wenn ich es wollte", antwortete Friedrich. „Die Eindrücke des Erlebten sind zu neu, zu stark, um sie überschauen und wiedergeben zu können. Auch muß ich sogleich wieder fort."

„Was, noch einmal fort?" rief hastig die Räthin. „Du wirst doch ausruhen zuerst und etwas genießen? Es muß Dir ja schaden, so in der kalten Nachtluft herumzugehen."

„Willst Du nochmals in die Stadt? Ist also die Ruhe noch nicht hergestellt?" fragte Ulrike.

„Fragt mich nicht, meine Lieben", entgegnete er, „ich kann und darf Euch doch nicht Alles sagen. Begnügt Euch also damit, daß ich sogleich abreisen muß."

„Abreisen? Wohin?" riefen Ulrike und die Räthin erstaunt.

„Auch das kann ich nicht sagen. In einigen Tagen werde ich im Stande sein, Euch Alles zu erklären. Ich habe Beppo bereits geschickt, mir Wagen und Pferde zu bestellen. Bis morgen Nacht bin ich wieder zurück."

„Aber —" wollte die Räthin nochmal beginnen.

„Kein aber, gute Mutter", begütigte sie Friedrich. „Machen Sie keine Bedenklichkeiten. Die Reise ist kurz und vollkommen gefahrlos! Doch ist Eile dabei die

höchste Pflicht, es handelt sich vielleicht um das Wohl und Weh von Tausenden —"

„Da wäre es unrecht, Dich aufzuhalten", sagte die Räthin. „Geh denn mit Gott und komme wohlbehalten wieder. Du wirst Dich umkleiden wollen — ich gehe Dir Deine Sachen zurecht zu machen —"

„Ich bitte darum, Mutter, aber schnell, schnell!"

„Und ohne daß Du etwas genossen, lasse ich Dich auch nicht fort", fuhr die Räthin weiter, indem sie verschiedene Schlüssel zusammenlas. „Einen Becher warmen Wein mußt Du mir trinken, der ist bald fertig!"

„Alles, was Sie wollen, Mutter", rief Friedrich der Davoneilenden nach, „aber nur schnell! Ich sollte schon lange unterwegs sein, aber es war nicht möglich, durch das Gedränge zu kommen."

„Ich habe also keinen Grund, um Dich besorgt sein zu müssen?" fragte Ulrike und schmiegte sich, da nun beide allein waren, zärtlich an den Geliebten. „Die Reise ist vollkommen gefahrlos und Du kommst bis morgen wieder?"

„Gewiß, meine Theure. Ich komme bald zurück um mich nie mehr von Dir zu trennen und Dir auch den Schleier zu lüften, der über dem Geheimnisse dieses Abends liegt."

„Wozu? Glaubst Du, ich mißtraue Dir und Deinen Worten?“

„Nicht das, aber ich habe heute Vieles erlebt, was einen wichtigen Abschnitt in meinem Leben bildet, was darum auch Dich berührt —“

„Wie, mich?“

„Ich sagte es. Später wird es Dir klar werden. Jetzt genüge Dir, zu wissen, daß ich heute einen Feind überwunden habe, der unserm Glücke gefährlich werden konnte.“

„Du sprichst in Räthseln.“

„Jetzt wird uns nichts mehr stören oder beunruhigen. Geliebt von Dir, will ich nur Dir und dem Gedanken leben, Dich glücklich zu machen.“

Ulrike schwieg und duldete Friedrich's Umarmung, ohne sie zu erwidern. Ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können, lag etwas in Friedrich's Benehmen und seinen Betheuerungen, was sie erkältete, weil eine gewisse Absichtlichkeit durchschimmerte.

„Du bist nachdenkend?“ fragte Führer, indem er Ulrike losließ. Bei dieser Bewegung fiel Primitiva's Schleife, die er nur leicht in den Busen gesteckt hatte, vor ihm zu Boden. Er bemerkte es nicht.

„Ich denke nach“, antwortete Ulrike, indem sie sich bückte und die Schleife aufhob, „wie ein Professor der

Rechte und ein Bräutigam wohl dazu kommen mag, derlei bei sich zu tragen und auf seinem Herzen zu verwahren?"

Sie sprach diese Worte in einem Tone, der wie Scherz klingen sollte, allein die wechselnde Farbe ihres Angesichts verrieth, wie sehr sie ergriffen war.

Friedrich war nicht minder betroffen. Eine gerade, ehrliche Natur, vermochte er nicht, eine Unwahrheit zu sagen, und fühlte doch ebenso gut, daß er jetzt die Wahrheit nicht sagen konnte, welche er tags darauf Ulrike mitzutheilen nicht angestanden hätte. So kam es, daß er einige Sekunden, während deren Ulrikens gespanntes Auge brennend auf ihm haftete, völlig schwieg und zuletzt nur eine halb zugestehende, halb verneinende Antwort vorbrachte. „Ich weiß in der That nicht recht", sagte er, „wie ich zu der Schleife komme — ich habe sie gefunden."

„In der That? Und doch so sorgfältig verwahrt?" hauchte Ulrike mit unsicherer Stimme. „Damit wird wohl auch die plötzliche Reise zusammenhängen. Indeß, wie dem auch sei, ich verzichte auf die Erzählung des heutigen Erlebnisses, das einen so wichtigen Abschnitt Deines Lebens bildet. Ich muß befürchten, daß es für Deine Braut wohl geeignet sein dürfte —"

Mit ausbrechenden Thränen eilte sie von ihm hin-

weg und warf sich mit all der Heftigkeit, deren leidenschaftliche weibliche Gemüther fähig sind, in die Kissen des Sophas.

Friedrich, dadurch aus seiner Betäubung und zum Bewußtsein seiner Unschuld erwacht, eilte zu ihr und versuchte sie begütigen.

Beppo's Eintreten verhinderte ihn daran und zwang auch Ulrike, mindestens äußerlich ruhig zu erscheinen.

„Wagen und Pferde werden augenblicklich hier sein", meldete der Alte.

„Es ist gut", rief Friedrich unmuthig. „Sag' es, wenn sie da sind, und laß uns allein."

„Es ist auch ein Herr unten", fuhr Beppo fort, „der durchaus mit Ihnen zu sprechen verlangt."

„Jetzt? Ich habe keine Zeit — es ist unmöglich. Was will er?"

„Das weiß ich nicht", erwiderte der Diener. „Er trug mir nur auf, zu sagen, er komme von Seiner Hoheit dem Erbprinzen —"

„Was sagst Du? Ist das gewiß?" rief Friedrich überrascht. „Dann schnell, führe den Herrn herauf. Ulrike, empfange ihn, ich will mich nur in Eile umkleiden, sonst bin ich noch länger aufgehalten."

Beppo eilte hinweg. Friedrich trat zu Ulrike und

ergriff ihre Hand. „Fasse Dich", sagte er mit dem herzlichsten Tone, der ihm zu Gebote stand. „Beruhige Dich, meine Liebe, Deine Besorgniß ist unbegründet. Du sollst Dich in Bälde davon überzeugen, bis dahin gib keinem erniedrigenden Argwohn gegen mich Raum und vertraue mir!"

Er ging. Ulrike blieb sinnend und bewegt im Sopha zurück. Verfehlte auch das unverkennbare Gepräge der Wahrheit, das auf Friedrich's Worten haftete, seine beruhigende Wirkung nicht völlig, so reichten sie doch nicht von fern zu, den einmal erwachten Argwohn zu beseitigen. Zum zweiten Male fühlte sie sich von der quälenden unbestimmten Angst ergriffen, welche sie schon beim Eintritt in das Haus befallen hatte. „Es ist nicht Alles, wie es sein sollte!" seufzte sie dann. „Friedrich ist nicht zurückgekommen, wie er ging. Wenn er mich getäuscht hätte, wenn er — Ich muß wissen, woran ich bin", rief sie dann, die Schleife aufraffend, und trat dem gemeldeten Besuche, welchem Beppo eben die Thür öffnete, entschlossen entgegen.

Beim Anblick desselben blieb sie jedoch wie festgebannt stehen.

Auch der Eingetretene vermochte seine Ueberraschung nicht zu verbergen. Einen Moment standen sich beide so in peinlicher Verlegenheit gegenüber.

„Wie, mein Herr", begann endlich Ulrike unmuthig, „bis hierher sogar wagen Sie zu dringen?"

„Ich betheure Ihnen, mein Fräulein", erwiderte der Fremde, allein Friedrich's Eintritt schnitt jede weitere Erörterung des unerwarteten Zusammentreffens ab.

Auch Friedrich gerieth beim Anblick des Fremden in Erstaunen. „Ist es möglich", rief er, indem er ehrerbietig näher trat, „Eure Hoheit bei mir?"

„Ich bin es, mein lieber Führer", entgegnete der Prinz. „Entschuldigen Sie mit den Umständen, daß ich zu solcher Zeit und auf solche Weise zu Ihnen komme."

Ulrike stand wie vom Donner gerührt, bald roth, bald blaß, und vermochte kaum sich von der Stelle zu bewegen. Ein mahnender Blick Friedrich's erinnerte sie endlich, und sie entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung, welche der Prinz aufs artigste erwiderte.

„Möge es Eurer Hoheit gefallen, mich von meiner Ueberraschung zu befreien", begann Führer.

„Das soll geschehen. Ich habe ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden. Man hat mir zwar gesagt, daß Sie noch diese Nacht verreisen wollten, aber wenn diese Reise nicht gar zu wichtig und dringend ist, müssen Sie dieselbe mir zu Liebe aufschieben."

„Die Anwesenheit Eurer Hoheit hat meine Reise überflüssig gemacht.“

„Wie das? Sie setzen mich in Verwunderung.“

„Meine Reise sollte Eurer Hoheit gelten.“

„Erklären Sie sich deutlicher.“

„Da Eure Hoheit hier sind, müssen Ihnen auch die unseligen Vorgänge dieses Tages und der Nacht bekannt sein. Als ich erfuhr, daß der Herzog, Ihr Vater, entschlossen sei, es zum Aeußersten kommen zu lassen, dachte ich, daß Ihre, als des Thronerben, Vermittelung gewiß Gutes bringen und viel Unheil verhindern würde. Ich glaubte Eurer Hoheit Gesinnungen noch aus früherer Zeit zu kennen, schmeichelte mir, in Erinnerung an diese Zeit, nicht unangenehm zu sein, und so entschloß ich mich, nach St.-Wendelin zu reisen, Ihnen Alles zu erzählen und Sie zur Hierherreise zu bewegen.“

„Wollten Sie das, dachten Sie das wirklich von mir?“ rief der Prinz mit leuchtenden Augen. „Ich danke Ihnen und werde es Ihnen nie vergessen. Deshalb also konnten Sie mit solcher Bestimmtheit sagen, daß ich bis morgen hier sein würde —“

„Eure Hoheit wissen?“

„Alles, und zwar von einem unverwerflichen Ohrenzeugen. Ich danke Ihnen nochmals, wenn mich auch mein guter Stern gleich auf die ersten Nachrichten hin,

die das Gerücht bis in meine Einsiedelei brachte, abreisen ließ. Leider kam ich durch den Umstand, daß eine Brücke abgeworfen war, später an, als ich wünschte. Auch in der Stadt noch wurde ich durch das Getümmel aufgehalten und konnte so nicht hindern, was geschehen ist. So will ich denn für die Zukunft das Meine thun und deshalb bin ich hier."

Friedrich verbeugte sich in schweigender Erwartung.

„Beantworten Sie mir einige Fragen", fuhr der Prinz nach kurzem Besinnen fort. „Sagen Sie mir — denn ich nehme Ihr Schweigen als Zusage — sagen Sie mir, ob Sie sich noch der Gespräche erinnern, die wir in jener frühern Zeit, von der Sie selber gesprochen, in Göttingen über politische Gegenstände hielten?"

„Wie sollt' ich nicht? Sie gehören unter die erhebendsten Erinnerungen meines Lebens."

„Gut. Und sind Sie den Ansichten, die Sie damals äußerten, treu geblieben? Halten Sie es für möglich, die schönen Pläne, welche Sie darauf gründeten, ins wirkliche Leben zu rufen?"

„Jene Ansichten und Pläne wurzeln in meiner Ueberzeugung und diese ist mit meinem Leben so innig verwachsen, daß ich bereit bin, sie durch Hingabe meines Lebens zu bekräftigen."

„Ich habe das erwartet. Nur noch eine Frage

also: Was denken Sie von mir? Halten Sie mich für den Mann, der berufen sein könnte, diese Pläne zu verwirklichen?"

Friedrich sah einen Augenblick nachdenkend vor sich hin. „Die Stellung auf dem Throne ist eine gewaltige", sagte er dann. „Es ist unmöglich, die neue Schöpfung, von der wir reden, so mit einem Schlage wie über Nacht hervorzurufen, und ein Menschenleben reicht dazu lange nicht aus. Ich täusche mich darum nicht, wenn ich sage, daß dem Manne, welcher entschlossen ist, Hand ans große Werk zu legen, in vielfacher Hinsicht eine unerfreuliche Zukunft bevorsteht. Es sind der Parteien zu viele, die an dem Fortbestand des alten Gemäuers ihr volles Interesse haben. Sie werden darum nicht unterlassen, dem Störer ihrer Ruhe drohend um den Kopf zu fliegen. Zudem wird es ihm leicht ergehen, wie Jemand, der eine Waldcultur anlegt. Er hat alle die Mühe und Sorge der Pflanzung und dafür keinen andern Lohn als den Gedanken an den Wald, der nach Jahrhunderten über den Häuptern von Urenkeln rauschen wird, die vielleicht des Pflanzers nicht entfernt gedenken. Mit einem Worte, der Schöpfer dieses Werks muß über der Schöpfung sich selbst vergessen. Er bedarf darum der durchdringenden, erhebenden und nachhaltigen Begeisterung, die ihn über allem

Widerstande und aller Widerwärtigkeit oben erhält. Ich habe mit Absicht so weit ausgeholt, mein Prinz, um meinen Standpunkt bei Beantwortung einer so bedenklichen Gewissensfrage scharf darzulegen und nicht mißverstanden zu werden."

„Enden Sie."

„Nach dem, was ich gesagt habe, mein Prinz, sind es nur Sie selbst, der die mir gestellte Frage verläßig beantworten kann. Fühlen Sie diese hohe Begeisterung in sich, ist es Ihnen unerträglich, den Menschen von der ihm angeborenen freien Stellung in eine unterwürfige herabgedrückt zu sehen, sind Sie bereit und entschlossen, nach dem Worte des großen Dichters, den Sie einst gleich mir verehrten, den Bürger wieder das sein zu lassen,

„was er zuvor gewesen:
„Der Krone Zweck —"

dann ist es Ihre Pflicht, Hand ans Werk zu legen. Fühlen Sie diese glühende Ausdauer nicht in sich, so bitte ich Sie, dieser Stunde, in der Sie mir so hohes Vertrauen schenken, eingedenk zu sein, wenn Sie einmal den Thron besteigen, und die Ketten Ihrer Mitmenschen mindestens leichter zu machen."

Friedrich schwieg, eine kleine Pause trat ein.

„Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit", begann

dann der Prinz wieder. „Sie beweisen mir dadurch abermals, daß ich mich in Ihnen nicht geirrt habe. Doch scheinen Sie noch nicht zu wissen, daß der Augenblick der Entscheidung für mich bereits gekommen ist.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Der Herr hat über meinen Vater geboten und ihn vor einigen Stunden plötzlich vom Leben abgerufen. Die Krone dieses Landes ist mein.“

Der Prinz hielt ergriffen inne, auch Friedrich wurde mächtig erschüttert. „Was ist der Mensch!“ sagte er dann. „Noch gestern gebót dieser Mann über Millionen — wozu hat ihn ein Augenblick gemacht! Ich begrüße Sie, mein Herzog, mit freudigem Glückwunsch, aber verstatten Sie mir die Rührung, die mich beim Andenken Ihres Vaters ergreift. Wohl ihm, er war ein Mann mit dem besten Herzen und mit dem redlichsten Willen; um seiner Irrthümer willen möge ihn kein Fluch drücken!“

„Amen!“ erwiderte der Herzog. „Möge meine Leichenrede einmal die gleiche sein! Doch nun hören Sie. An der Leiche meines Vaters, zu dessen letzten Augenblicken ich kam, habe ich, nachdem das erste Opfer des Schmerzes gebracht war, der großen Aufgabe gedacht, die mir nun übertragen ist. In diesen ernsten Augenblicken habe ich Entschlüsse gefaßt, die ihrer wür-

dig sind. Dabei erkannte ich klar und bestimmt, daß ich allein nichts zu thun vermag. Ich habe mich darum nach einem Gehülfen, nach einem Freunde umgesehen, der, mir zur Seite stehend, mich unterstütze. Meine Wahl fiel auf Sie!"

„Auf mich?" rief Führer hastig und mit abwehrender Geberde.

„Auf Sie, Führer", erwiderte der Herzog. „Sie kenne ich und habe Vertrauen zu Ihnen. Lassen Sie uns denn die frühern Beziehungen erneuern. Seien Sie mein Freund und erster Rathgeber; vereinigt wollen wir wirklich machen, was wir für wahr erkannten, vereinigt wollen wir das große Werk des Menschenglücks beginnen."

„Durchlaucht", antwortete Friedrich nach einer kleinen Pause, „diese Aufforderung kommt mir zu überraschend, als daß ich gleich darauf erwidern könnte. Gönnen Sie mir Zeit —"

„Wozu?" rief der Herzog. „Hat das Leben mir Zeit gelassen, mich zu bedenken? Theilen Sie denn die Last mit mir und weigern Sie sich nicht!"

„Ich kann mir nicht zutrauen, die nöthigen Fähigkeiten zu dieser ausgezeichneten Stellung zu besitzen. Ich habe bisher nur der Wissenschaft gelebt und bin in Geschäften fremd."

„Bin ich es weniger? Darum eben bedarf ich ja Ihrer, wenn ich mich nicht gleich den alten Werkzeugen überlassen soll, die ich nicht will, weil ich ihnen nicht traue. Entschließen Sie sich! Sie können sich im Ernste nicht weigern. Was ich Ihnen vorschlage, muß immer, ob eingestanden oder nicht, im Stillen als Wunsch im Hintergrunde Ihrer Seele gelegen haben. Es gilt die Verwirklichung Ihres Ideals — können Sie da zaudern?"

„Und wenn ich einwilligte, werden Eure Durchlaucht immer sein und denken wie jetzt? Werden Sie mir nie Ihr Ohr verschließen, wenn ich Sie an diese Stunde und Ihre Vorsätze erinnere?"

„Nie, ich verspreche es Ihnen", rief der Herzog und zog einen kostbaren Ring vom Finger, den er an Führer's Hand steckte. „Tragen Sie diesen Ring zum Andenken dieses Gelöbnisses", fuhr er fort. „Sollte ich jemals wanken und mir selber untreu werden, so zeigen Sie mir den Ring und seien Sie gewiß, daß Sie mich dann finden sollen wie heute."

„Wohlan", sagte Führer nicht ohne Rührung, „nehmen Sie denn mich und mein Leben hin. Ich bin bereit."

„So kommen Sie in meine Arme", rief der Herzog, „und der Bund sei geschlossen für immer!"

Sie umarmten sich und in diesem Augenblicke schlugen ihre Herzen, von denselben Hochgefühlen geschwellt, an einander.

„Nun rasch ans Werk“, rief dann der Herzog. „Diesen Morgen erwarte ich Sie in meinem Kabinet, Ihr Amt zu übernehmen. Bis dahin mögen Sie noch sich selber angehören. Und nun leben Sie wohl!“

Ohne sich weiter aufhalten zu lassen, eilte der Herzog hinweg und ließ Friedrich in großer Bestürzung zurück, welcher er jedoch sogleich durch das Eintreten seiner Mutter entrissen wurde. Hinter ihr kam Riedl; auch Ulrike trat leise ein.

Es war inzwischen vollkommen hell geworden.

„Ist es möglich?“ fragte hastig die Räthin, die durch Ulrike die Ankunft des Besuchs, sowie dessen Stand erfahren hatte. „War das wirklich Seine Hoheit unser gnädigster Herr Erbprinz? Und ist wahr, was Beppo erzählte, daß den alten Herzog der Schlag getroffen hat?“

„Alles ist wahr, was Sie sagen, liebe Mutter“, entgegnete Friedrich.

„Ei, das ist ja eine außerordentliche Ehre, daß Seine Durchlaucht mein Haus besucht haben! Hätte ich das nur gewußt, ich hätte —“

Riedl hatte indeß Friedrich begrüßt und gleichfalls

befragt. „Und darf man wissen, was der neue Herzog bei Dir wollte?“

„Auch das ist kein Geheimniß“, antwortete Friedrich. „Er war bei mir, weil er meine Ansichten über das Regierungswesen kennt und theilt und weil er entschlossen ist, sie zur Ausführung zu bringen. Er hat mir das Ministerium angeboten.“

„Dir? Meinem Sohne? Das sind ja unerhörte Dinge!“ rief die Räthin und schlug staunend die Hände zusammen. Ulrikens Blicke leuchteten.

Riedl rief hastig: „Du hast das Anerbieten doch ausgeschlagen?“

„Das habe ich nicht gethan“, erwiderte Friedrich. „Vielmehr bin ich bereit, mein Leben an die Erfüllung meiner Ueberzeugung zu setzen.“

Riedl schwieg und sah einen Augenblick wie betreten zu Boden. Dann ergriff er Friedrich's Hand, schüttelte sie herzlich und sagte mit trübem Ernst: „So lebe wohl; unsere Wege scheiden sich hier.“

Friedrich war von Riedl's Benehmen um so mehr überrascht, als der Spott in ihm die vorherrschende Ader und der trübe Ernst eine ungewöhnliche Erscheinung war.

„Sei doch nicht thöricht!“ rief er. „Warum willst Du Dich von mir trennen? Können wir meiner neuen Stellung wegen nicht mehr Freunde sein?“

„Ich bleibe Dein Freund, solange ich lebe“, antwortete Riedl, „aber der weitere Umgang würde nur zu Erbitterung und Entfremdung führen. Ich könnte mich nicht verurtheilen, meine Ueberzeugung zu verschweigen, also brechen wir lieber ab. Ich werde eine große Reise unternehmen.“

„Welcher Eigensinn!“ rief Friedrich entgegen. „Du kennst mich doch und weißt, daß ich das Gute will! Kannst Du Dich nun nicht an die Idee gewöhnen, daß es auf andere Art gewollt wird, als Du sie Dir denkst?“

„Ich verdiene den Vorwurf des Eigensinns nicht“, entgegnete Riedl. „Eben weil ich Dich und Deinen redlichen Willen kenne, erbittert mich das nur um so mehr, weil ich vorausweiß, daß auch Deine schöne Kraft an diesem Unternehmen, einem falschen Götzen geopfert, vergebens aufgewendet sein wird.“

„Und warum sollte nicht auch gelingen können, was ich vorhabe?“ fragte Friedrich mit vollem Selbstbewußtsein.

„Weil Du eine Unmöglichkeit vorhast“, entgegnete Riedl kalt. „Du kennst ja meine Ansichten hierüber längst. Wie wir über den Beruf und die Aufgabe des Volks nicht übereinstimmen, treffen wir auch über Aufgabe und Beruf der Fürsten nicht zusammen. Ich

kenne nur zwei wahre und darum allein mögliche Staatsformen, die volle Alleinherrschaft und den vollkommenen Freistaat. Ein Mittelding gibt es nicht und jeder Versuch zur Vermittelung ist Halbheit, Schein, Selbsttäuschung oder geradezu Betrug. Ich glaube nicht, daß ein Fürst der Erde, wenn er nur ein Jahr lang die Krone getragen und sich an die Vogelperspective gewöhnt hat, ernstlich vermitteln will. Ich glaube es auch von diesem Herzog nicht. Thoren, die von einem patriarchalischen Verhältnisse zwischen Fürst und Volk faseln! Sie sind Todfeinde und jeder Vertrag unter ihnen ist nur ein Aufschieben des Vernichtungskampfes, der, wenn einmal das Bewußtsein der Völker allgemein erwacht sein wird, unvermeidlich ist! Warum zu solchen Versuchen, zu solchen Pflanzungen, die sich mitten im reißenden Strom halten wollen, die Hand bieten? Laß die Zeit ihre Aufgabe in der Geschichte erfüllen, aber die Erfüllung erwarte Du auf Seite der Partei, zu der Dich Geburt und Ueberzeugung gestellt haben. Gehe nicht, um zu unterhandeln, zu dem verkappten Feinde Deiner Freunde über."

„Ich kenne Deine Lust an Extremen lange", erwiderte Friedrich, „aber die Sache ist so gefährlich nicht. Der Herzog hat den besten Willen."

„Jetzt, für den Augenblick! Das will ich zugeben!"

rief Riedl. „Aber wie ist es mit der Ausdauer beschaffen, zumal bei einem so lenksamen Charakter, wie der seine geschildert wird? Glaube mir, früh oder spät wird er sich seiner Gewalt bewußt werden und der Versuchung, sie ganz zu gebrauchen, nicht widerstehen. Blättere die Geschichte durch und zähle die Fürsten, die dieser Versuchung widerstanden, die nur um des Volkes willen da sein wollten, Du findest nicht zehn unter Hunderten. Es ist nicht anders. Der Herzog ist noch sehr jung, Du bist wenig älter und von Träumerei nicht frei — es ist nichts als eine romantische Poetengrille, die in Euch beiden gährt. Ihr wollt durchaus eine neue verbesserte Auflage von Carlos und Posa sein —"

„Spotte nicht!" unterbrach ihn Friedrich. „Ich sehe nun selbst ein, daß wir für eine Zeit lang nicht mehr recht zusammenpassen dürften. Reise denn und sei gewiß, daß Du mich unverändert finden wirst."

„Junge", rief Riedl, indem er Friedrich bei beiden Händen faßte, „thue mir das nicht zu Leide! Noch ist's zu ändern. Nimm Deine Zusage zurück. Hilf nicht Versuche machen an einem Kranken, der Dir ja so lieb ist wie mir."

„Nein", rief Friedrich, „ich bin entschlossen. Ich kann und will nicht mehr zurück."

„Besinne Dich doch“, bat Riedl beinahe weich, „es ist gewiß Dein Unglück, wenn Du mir nicht folgst. Glaube mir, Mütze und Krone vertragen sich nicht!“

„Es bleibt bei meinem Wort.“

„So lebe wohl. Ich hoffe Dich wiederzusehen. Solltest Du einst in der Lage sein, eines Freundes zu bedürfen, so erinnere Dich meiner.“

Mit raschem Gruße gegen die übrigen Anwesenden eilte Riedl hinweg.

Friedrich sah ihm einen Augenblick nach, dann wandte er sich zu seiner Mutter. „Habe ich nicht recht gethan, Mutter?“ fragte er. „Sagen Sie mir, was Sie denken!“

„Ich kann Dir's nicht verhehlen, mein Sohn“, antwortete die alte Frau, „daß ich von der augenblicklichen Aufwallung eitler Freude, die mich bei der Nachricht von Deiner Erhöhung überkam, bereits ziemlich abgekühlt bin. Daran ist aber nicht das Geschrei dieses Unglücksvogels schuld, auf das ich nicht viel gebe. Mich beunruhigt die alte und lang erprobte Ueberzeugung, daß das Leben in den hohen Kreisen, zwischen welche Du nun gestellt bist, ein vielfach beunruhigtes, eitles und dem Glück meist fremdes ist. Eine Mutter aber möchte ihr Kind vor allem glücklich wissen. Doch was kann ich dagegen thun? Folge denn Deinem

Entschlusse, folge dem Rufe Deines Fürsten — ich denke, er kommt von Gott und gereicht Dir vielleicht zum Heil. Ich prophezeie Dir daher weder Glück noch Unglück, aber ich bitte Dich, bleibe meiner, bleibe Deines redlichen Vaters immer eingedenk, und was Dir auch begegnen möge, sei und bleibe ein Biedermann wie er!"

„Das will ich, theure Mutter!" rief Friedrich freudig begeistert. „Ich verspreche es Ihnen, ich verspreche es Dir, meine Ulrike, die den gefährlichen Weg mit mir theilen wird!"

Ulrike ergriff Friedrich's dargebotene Hand und trat den Beiden näher.

„So gehe hin und suche Menschenglück zu verbreiten", rief die Räthin, indem sie ihren Sohn zärtlich in die Arme schloß. „Der Segen Deiner Mutter begleitet Dich!"

Ende des ersten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.
Papier von Julius Lange in Jeßnitz bei Dessau.



Schmid, Hermann <<von>>,

Mütze und Krone Roman

Bd.: 1

Leipzig (1869)